Bor.
329
Z 12

Bot. 329 z/β2 ~~128.~~

~~15/1386~~

~~H. c. 25.~~

H. c. 23.

Briefe
eines
alten Preußischen Officiers [R. W. v. Kaltenborn]
verschiedene
Charakterzüge
Friedrichs des Einzigen
betreffend.

Mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand.

2. Ex.

Zweiter Theil.

Hohenzollern 1791.

Gd/69/1038
2. Fusilier Regiment
Bibliothek des 2ten L. J. R. Prinz Carl

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis=
bücherei VII
München

Altbestand 57666

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Man muß gerade so viel über Jemanden vermögen, als Sie, mein geliebter Freund, über mich, um mich dahin zu bringen, daß ich noch einmal die Feder ergreife, und einige Ihrer mir neuligst gethanen Fragen über den großen Friedrich, an welchen sich einige deutsche Schriftsteller so gröblich versündiget haben, beantworte.

Wen sollte nicht beinahe grauen, in unserm Vaterlande noch eine Zeile zu schreiben, nach den unangenehmen Auftritten, die seit kurzem in der deutschen gelehrten Welt vorgefallen sind! Der Bubenstreich, den einer unserer Schriftsteller, durch

Verfertigung der schändlichen Komödie: Bahrdt mit der eisernen Stirne ausgehen ließ, hat es doch nun schon so weit gebracht, daß derjenige, welcher, man könnte beinahe sagen, das Unglück hat, als ein Schriftsteller bekannt zu seyn, jeden Augenblick in Gefahr steht, über etwas vor Gericht gezogen, und verhört zu werden, worüber in einem nur einigermaaßen gesitteten Staate höchstens ein Karrnschieber oder ein Fischweib zur Verantwortung gezogen werden sollte, nämlich über das Ausstoßen der pöbelhaftesten Schimpfreden und der häßlichsten Unfläterei.

Wie viel Mitleid verdient nicht der braunschweigische Herr Oberstlieutenant Mauvillon, daß auch dieser, der gewohnt ist, seine Zeit so nützlich zu brauchen, sie dazu hat anwenden müssen, um das, was schon längst unbezweifelt allgemeine Meinung war, gleichsam im Nahmen der ganzen deutschen Lesewelt, öffentlich darzuthun. Wenn seit langer Zeit ein Betragen edel, und eine Arbeit nützlich genannt zu werden verdient haben, so ist es die Art mit welcher dieser vortrefliche Mann sich bei der Gelegenheit gezeigt, und mit nicht gewöhnlicher Geduld

duld den ganzen schmutzigen Geist aus den Zimmermannischen Schriften herausgezogen hat. Nun wird doch endlich die Welt einmal diesen Schriftsteller kennen lernen, und man wird es müde werden, sich mit ihm in einen Streit einzulassen, um nicht das, etwas schmutzige, da aber von ihm die Rede ist, gerade passende Sprüchwort an sich erfüllt zu sehen: Wer Schmutz angreift, der besudelt sich.

Ein Blatt, welches eine Vertheidigung gegen die Mauvillonsche Schrift, und eine Widerlegung derselben in der Zimmermannschen Sache vorstellen soll, ist mir zu Gesichte gekommen, und hat mich so empört, daß ich mich nicht enthalten kann, meinen Empfindungen darüber Luft zu machen. Ja ich will alle den Ekel, den mir das Zimmermannische Betragen erregt, überwinden, und wenigstens einige flüchtige Bemerkungen über dieses sein letztes Blatt hinwerfen. Schon in den ersten drei Zeilen steht eine recht derbe Unwahrheit. Wo sind denn woldie deutschen Gelehrten, die das thaten, was ihnen hier nachgesagt wird? Ganz umgekehrt: gerade er, Hr. Zimmermann, war es, der ihnen die schändlichsten Dinge in seinen Schriften nachsagte. Wer hat seinen Unter-

gang gesucht? Man sucht den Untergang eines Menschen eigentlich nur alsdann, wenn man ihn um sein Brodt bringt, oder ihn an seiner wahren Ehre kränkt. Zimmermanns Brod und Berufsarbeit war und ist eigentlich die, die Pflichten eines Arztes zu erfüllen; darauf beruht seine wahre Ehre. Es ist mir aber nicht erinnerlich, jemals etwas gelesen zu haben, was Zimmermann um seinen guten Ruf als praktischen Arzt hätte bringen sollen.

Darauf folgt gleich ein lächerliches Selbstlob. Man könnte, glaube ich, ohne viel zu wagen, einen Preis von hundert Louisd'or darauf setzen, für einen einzigen von den Briefen, die von unbekannten großmüthigen Menschenfreunden aus mehrerern Ländern und Städten ihm geschrieben seyn, und in denen diese sich zum Kampfe für Z. erbieten sollen, unter der Bedingung, daß er von einem Manne herrühre, auf dessen Achtung man einigen Werth setzen könne. Es ist sonderbar; ich wohne doch auch in keiner Wüste; stehe mit verschiedenen würdigen und einsichtsvollen Männern in und außerhalb des Orts meines Aufenthalts in Verbindung, und weder unter diesen, noch in irgend einem Journale

ha-

habe ich je gefunden, daß irgend Jemand Lust hätte das Zimmermannsche Betragen zu rechtfertigen. Im Gegentheil kann ich mit Wahrheit versichern, daß, nach der Erscheinung der berüchtigten Fragmente, Jedermann nie anders als mit Verachtung oder mit Mitleid von ihrem Verfasser gegen mich gesprochen hat. Einer der ältesten Zimmermannischen Freunde, mit dem er in vertrautem Briefwechsel steht, sagte mir schon im vorigen Herbst: „der arme Zimmermann ist sehr zu beklagen; er ist seelenkrank.“ Einem solchen Kämpfer aber bindet man lieber Hände und Füße, als daß man sich zu seinem Mitkämpfer aufwürfe.

Mit Recht hätte Zimmermann, wie ers versichert, Schrecken und Betrübniß empfinden müssen, als er die unsaubere Komödie las. Aber warum drückte er diesen seinen Schmerz nicht aus? warum sagte er nicht schon längst öffentlich, daß es ihn beleidige und an seiner Ehre kränke, daß Jemand, ihn auf eine so schändliche Art vertheidigen wolle? Was würde man wol in der ganzen ehrbaren Welt von Jemanden halten, der, wenn er einen Ehrenstreit bekäme, es ruhig geschehen ließe, daß ein

verworfener Bube sich auf die schändlichste nnd niedrigste Art zu seinem Vertheidiger aufwürfe? Besäße der Mensch nur einen Funken von Ehre, so würde er Himmel und Hölle bewegen, um darzuthun, daß er mit demjenigen, der eines solchen Unternehmens fähig sey, auch nicht in der allergeringsten Verbindung stehe.

Daß man wünschte, daß jene Schrift und ihr Verfasser so behandelt würden, wie das Zimmermannische Blatt sagt, ist allerdings wahr, und mich deucht sehr billig, ob sich gleich Zimmermann über diese Billigkeit sehr zweideutig ausdrückt, und sie zu bezweifeln scheint. Daß aber dieses in öffentlichen Blättern wäre gesagt worden, ist mir völlig unbekannt. In der Menge von Journalen und gelehrten Zeitungen, die ich und meine Bekannten lesen, hat noch kein Wort von allen diesem gestanden. Indeß ist das doch eine zweite ganz im Zimmermannischen Geschmacke hervorgebrachte Unwahrheit; wenn es heißt: und nun schrieb Herr Oberstlieutenant Mauvillon in Braunschweig ein Buch, zu beweisen rc.

Der Herr Oberstlieutenant schrieb ja das Buch nur dann, da er auf Veranlassung der hannöverschen Regierung von einem Kriegsgerichte befragt wurde, ob er nichts von dem Verfasser jener Schrift wisse.

Was soll der lächerliche Ausdruck heißen, da ein Officier sie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte sie auszusprechen wagt!

Was ist es für ein Wagstück, zu sagen: Zimmermann hat da und dort und an funfzig andern Orten wie ein Straßenbube auf andere ehrliche Leute geschimpft, und mit eigenen Verdiensten geprahlt; dies läßt mich vermuthen, daß er es auch diesmal, da er unbekannt zu bleiben hofte, wieder gethan haben mag. Das ist alles, was der Herr Oberstlieutenant sagte, da er genöthigt ward deshalb eine Aussage zu thun.

Daß Herr Zimmermann noch gar nicht, wie er selbst sagt, von der hannöverschen Regierung zur Vertheidigung aufgefodert, oder zum wenigsten eben sowol, wie so viel andre in der Komödie genannte

Männer, um seine Meinung über den Verfasser vernommen worden ist, scheint mir als einem Layen in dem Justitzwesen, allerdings etwas ganz außerordentliches. Das ganze Verfahren in Ansehung seiner, kömmt mir gerade so vor, als wenn man Jemanden eines wahrscheinlichen Verdachts halber in Verhaft nehmen müßte; den Befehl dazu aber sehr weislich einige Tage zuvor öffentlich bekannt machte.

Die Zimmermannsche Antwort ist freilich sehr kurz, aber völlig hinreichend, wie er behauptet, ist sie wahrhaftig nicht. Ich zum Beispiel und dreißig meiner Freunde sind gerade wegen dieser Antwort heute noch bereit den Eid, der, wo ich nicht irre, de credulitate heißt, zu schwören, daß Zimmermann die eiserne Stirn, wo nicht selbst geschrieben hat, doch wenigstens hat schreiben lassen, und daß er den Verfasser sehr gut kennt; welches er auch in dem Blatte gar nicht leugnet.

Außerordentlich lächerlich ist es mir vorgekommen, daß es scheint, als sey der Verfasser bei Verfertigung jenes Blattes so in der Flucht gewesen, daß er bei Unterzeichnung desselben das von, den

Rit-

Ritter, und den sonst ihm so nahe am Herzen liegenden langen Titel vergessen, und sich diesmal mit dem trocknen **Zimmermann** begnügt.

Ich würde zwar noch oft Gelegenheit haben, seine lächerlichen Aeußerungen über **Friedrich** den Großen zu widerlegen. Aber nachdem ich nun meine Empfindungen über ihn, die dieser neue Vorfall erregte, ausgedrückt habe, soll mich gewiß niemand seiner jemals wieder erwähnen hören. Da er im Stande ist den unauslöschlichen Schimpf, für den Verfasser oder wenigstens für den Theilnehmer jener niederträchtigen Schrift, gehalten zu werden, ruhig auf sich sitzen zu lassen: so leidet es mein Gefühl von Ehre, wovon der Quasi-Ritter keine rechten Begriffe zu haben scheint, nicht mehr, auch nur seinen Namen zu schreiben. Hätte ich das Unglück erlebt, mich in seinem Falle zu befinden; mein halbes Vermögen hätte ich daran gewendet, und selbst mein Leben gewagt, um den Verfasser jenes Ungeheuers herauszubringen, und mich zu rechtfertigen. Einem so bemittelten, und seinem Vorgeben nach, mit den meisten großen Herrn und ihren Ministern in genauer Verbindung stehenden Manne, wäre die-

ses etwas leichtes gewesen. Was ergreift er aber dagegen für ein Mittel? Er erbietet sich das zu thun, was jedem, schon bis zur Specialinquisition gelangten Verbrecher, allein noch übrig ist: Den Reinigungseid zu schwören. Je nun so schwöre er ihn denn! und sein Andenken sey hernach aus dem Gemüthe aller, ein zartes Gefühl von Ehre habenden Leute, und aus dem meinigen verbannt!

Ich kehre nun, von dem schmutzigsten Gegenstande zum edelsten, zu **Friedrich** dem Großen, von seinem unglücklichen Fragmentisten, zurück, und fange an Ihre Fragen zu beantworten.

Zweiter Brief.

Sie fragen mich vor allen Dingen, warum der König die bei Pirna gefangenen Sachsen so sonderbar behandelte? Sie haben recht; die Behandlung war mehr als sonderbar: es ist auch beispiellos geblieben, daß man ein ganzes Corps gefangengenommener Feinde gleich auf der Stelle ohne alle weitere Umstände, als wären es Hülfstruppen oder aus seinem eigenen Lande geworbene Leute, so formirt wie sie sind, seiner Armee einverleibt. Aber erstlich wollte ja der König nicht einmal öffentlich eingestehen, daß die Sachsen seine Feinde wären. Er hatte durch verschiedene Manifeste bereits erklärt, daß er das Land nicht als ein erobertes, sondern blos als ein in Verwahrung genommenes betrachte. Er wollte also auch das Corps wie ein zu diesem Lande gehöriges Inventariumsstück mit in Verwahrung nehmen, und nach seiner Willkühr damit schalten und walten. Zweitens war ihm der Anblick eines so schönen und zahlreichen Corps, das er ohne Schwertstreich jetzt in seiner Gewalt sahe, damals noch zu neu, mithin zu überraschend, und die Freude verleitete ihn, in

dem

dem Augenblick den Fehler zu begehen, in welchen er bei mehreren seiner Kriegsunternehmungen fiel; daß er sich zu viel, und dem Feinde zu wenig zutraute. Wie hätte sonst ein so einsichtsvoller Feldherr, wie Friedrich war, den unweisen Gedanken fassen können, die Regimenter, ganz so wie sie waren, gleich zu preußischen umzuschaffen? Er glaubte, um das Glück und den Ruhm, ihm dienen zu können, würden die Sachsen alles vergessen: deswegen konnte er es nicht begreifen, warum so wenig Officiere in seine Dienste traten. Auch behandelte er von dem Augenblick an diejenigen, die sich dessen weigerten, nicht mehr wie Kriegsgefangene, sondern wie den Dienst verlassende Officiere, und gab ihnen weder Unterhalt, noch verhinderte er sie auch ihr Glück anderwärts zu suchen. Diese gränzenlose Eigenliebe bewog ihn also den vernünftigen Rath des General Winterfelds: die Leute einzeln unter seine Regimenter zu vertheilen, nicht anzunehmen, bis ihn, da weit über die Hälfte des Corps sich auf die heldenmüthigste Art aus seinem Dienste losriß, die daraus entstehenden Unordnungen in der Armee es zu thun nöthigten.

Aus der Verlegenheit, ob er es mit der sächsischen Cavallerie eben so machen sollte, zog ihn der Generallieutenant von Katzler, damaliger Chef des Regiments Gens d'armes auf die seltsamste Art. Dieser in so manchem Betracht ganz sonderbare Mann, ritt, ohne daß er wußte, was der König mit der sächsischen Cavallerie zu machen gesonnen sey, auf den Platz, wo selbige aufmarschiren mußte, und während der Zeit, daß die Infanterie noch beim König en parade vorbei marschirte, holte er aus verschiedenen Escadrons die schönsten Leute und Pferde heraus, und schickte sie, in sein Regiment. Diesem Beispiele folgten sehr bald die andern Chefs der Cavallerieregimenter, die bei Lowositz viel gelitten hatten; und so hatten sie sich schon ziemlich in die sächsische Cavallerie getheilt, ehe der König dazu kam. Katzler war eben beschäftigt noch einige sächsische Garde du Corps zu holen, als ihm der König begegnete, der nun auch dahin ritt, wo er die Regimenter noch völlig formirt zu finden glaubte. Was Teufel macht er, Katzler? fragte ihn der König: Ich werbe für sehr wohlfeiles Handgeld; antwortete ihm dieser; und trieb, ohne sich weiter an etwas zu kehren, seine Gardes du

Corps

Corps immer vor sich her. Der König schrie ihm nach: Aber Herr ins Teufels Namen, was soll das? Wer hat ihm befohlen, Leute zu holen? Statt aller weitern Antwort fing nunmehro Katzler an mit seinen Rekruten zu jagen, als wenn der Feind hinter ihm wäre.

Endlich kam der König auf den Platz und sahe, daß nur noch Ueberreste da waren. Vermöge seiner gewöhnlichen scharfen und richtigen Beurtheilungskraft, sahe er nun gleich ein, daß jetzt nichts anders mehr zu thun war, als die Sache nach der angefangnen Art fortgehen und die einzelne Vertheilung, die zwar ganz gegen sein Wissen und Wollen angefangen war, weiter geschehen zu lassen. Die sächsischen Reuter fingen an unruhig zu werden, weil sie besorgten, man werde ihnen, da man sie nicht auch abgeholt hätte, die Pferde abnehmen, und sie unter die Infanterie stecken. Sie schrien dem Könige zu: Lassen Sie uns nur unsere Pferde, wir wollen ihnen gern wie ehrliche Kerls dienen! Der König sprach ihnen freundlich zu: Gut, meine Kinder, wählt euch selbst, ob ihr bei Kürassier, Dragoner oder Husaren dienen wollt;

ich

ich verspreche euch, daß jeder sein Pferd behalten, und es euch, wenn ihr wie ehrliche Kerls dient, bei mir besser gehen soll, als beim Könige von Polen; wenigstens sollt ihr nicht wieder so hungern, wie ihr in eurem Lager gehungert habt. Die Leute wurden von dieser Rede wie begeistert, und schrien alle einmüthig. Vivat der König von Preußen! ein H** der ihm nicht ehrlich dient! Da es fast lauter schwere Reuter waren, weil, wie bekannt, die leichten Dragoner nicht mit beim sächsischen Corps standen: so wählten sie fast einmüthig den Kürassierdienst, und wurden größtentheils unter die damaligen Regimenter Prinz von Preußen, Driesen, Markgraf Friedrich und Karabiniers vertheilt. Sehr viele wählte der König selbst für seine Garde du Corps, wo sie nach dem Zeugniß aller Officiere, größtentheils außerordentlich gut gedient haben.

So zufrieden der König nun auch eigentlich mit diesem Vorfall war, so ließ er doch gleich nachher den General Katzler rufen, und sagte ihm sehr ernsthaft: Weiß er wohl, Katzler, daß ich ihn in Arrest schicken werde? Wie kann er sich einfallen lassen, ohne meine Ordre Leute für sein Regiment aus-

zu-

zuheben? Die Kerls werden ihm alle zum Teufel reiten. Katzler that etwas, was er eigentlich nur äußerst selten that, er lächelte, und antwortete: Das würden sie, wenn sie es sonst wollen, wol auch gethan haben, wenn mir Ew. Majestät sie gegeben hätten; und am Ende, sind sie das Geld, was sie Ihnen und den Compagniechefs kosten, noch immer werth. Darauf schnallte er seinen Pallasch ab, und sagte: Wenn ich mein Regiment immer so gut wieder kompletiren könnte, wie heute, so säß ich gern einige Tage in Arrest. Der König lachte und antwortete: Er hat den Teufel im Leibe; wie viel Leute hat er mir denn gestohlen? Etliche und siebenzig; und mich ärgert nur, daß mir Ew. Majestät so geschwind auf den Hals kamen; sonst hätte ich auch noch einige meiner schlechten Pferde ausgetauscht.

Dieser schon längst verstorbene General Katzler war einer von den Männern, deren wahren großen Werth man nie genug geschätzt hat; die ihr deutsches Vaterland mit Undank vergißt, und sich kaum ihrer Namen erinnert. Er war ohnstreitig einer der ersten Kavalleristen, die je in der preußischen Armee

ge-

gewesen sind. Er legte den Grund, auf welchen der unsterbliche Seidlitz seinen mit der preußischen Kavallerie erlangten Ruhm bauete: auch war Seidlitz würklich groß genug, ihm beständig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und bei verschiedenen Gelegenheiten zu sagen: Einen **Katzler** bekommen wir so leicht nicht wieder. Diesem verdienstvollen General verdankt das Regiment Gendarmes heute noch den Ruhm, den es mit Recht in der preußischen Armee behauptet; unter ihm stieg es auf den Punkt der Vollkommenheit, auf welchem es sich nun beinahe ein halbes Jahrhundert erhalten hat. Nicht leicht wird ein Chef, sich die Liebe und Hochachtung seines Regiments so allgemein erwerben, als wie sie General **Katzler** besaß. Vom Kommandeur bis zum gemeinen Reuter, liebte ihn Jeder, wie einen Vater. Wenn er einen Gendarme recht empfindlich strafen wollte, so sagte er ihm: Ich werde dich wol abgeben müssen, und wenn seine Kamaraden nicht für ihn baten, und sich für seine Besserung gleichsam verbürgten, so erfolgte diese gedrohte Strafe gewiß. Es ist fast unmöglich sich einen Begriff zu machen, zu was für einem hohen Grad von guter Zucht und Ordnung der General das Regiment ge-

bracht hatte. Sein moralischer Karakter war recht so, wie man sich ein Ideal von einem wahren ehrlichen Manne bilden muß. Eigennuz war eine ihm völlig unbekannte Sache. Er bezahlte, wenn er in den Winterquartieren in Sachsen lag, sogar sein Quartier. Von Stolz war er eben so entfernt. Ich habe ihn sehen mitten im Winter stundenweit reiten, um einen kranken Gendarme zu besuchen. Er liebte die Stille, sahe es aber gern, wenn seine Officiere an allen Vergnügen Theil nahmen. Mit dem König stand er auf einem ganz besondern Fuß; er wich kein Haarbreit von dem Wege ab, den er für den richtigen hielt.

Als ihm der König das Regiment Gendarmes gab, sagte er ihm: mein lieber Katzler, ich gebe ihm das Regiment, weil ich Jemanden dabei haben muß, der nicht so galant ist, wie die andern Officiere. In dem Falle, antwortete Katzler, haben Ew. Majestät sehr glücklich gewählt; denn Gott weiß es, daß ich so wenig galant bin, daß ich wol erst einen Tanzmeister annehmen müßte, ehe ich mich in Berlin zeigen dürfte. Anfänglich war man weder in Berlin noch beim Regiment mit ihm zufrieden. Sein

edles Betragen aber, erwarb ihm indeß sehr bald allgemeinen Beifall; und seine Unpartheilichkeit, die freundschaftliche Art, mit welcher er die Officiere behandelte, der Muth, mit welchem er das Regiment gegen alle Anfälle der Launen des Königs vertheidigte, brachten es bald so weit, daß es ihn fast anbetete.

Nachdem er selbiges einige Zeit gehabt hatte, fragte ihn der König einmal: „Nun, Katzler, wie ist er mit seinen Officieren zufrieden?“ — „Recht gut, Ew. Majestät.“ — „Aber, Herr, es sind ja fast lauter Petit-maitres!“ „Des Nachmittags vielleicht, Ew. Majestät,“ erwiederte Katzler: „beim Exerciren und auf der Parade sind es tüchtige Officiere: das übrige geht uns beide nichts an. Sie thun, was ich befehle, und werden, wenn es einmal Zeit seyn wird, gewiß dahin reiten, wohin ich sie führe: mehr können Sie und ich nicht verlangen.“ Diese so schöne als sonderbare Antwort ärgerte den König ein wenig: er drehete sich kurz um, und sagte: „Nun, morgen werde ich sehen, was sie können; morgen um die und die Zeit soll das Regiment auf dem und dem Platze exerciren.“ Der

General versammelte gleich des andern Morgens die Officiere und sagte ihnen: „Meine Herrn! gestern hat mir der König das gesagt, und so habe ich ihm geantwortet. Ich hoffe, Sie werden heute zeigen, daß ich die Wahrheit gesagt habe; sagen Sie Ihren Leuten, daß sie schlechterdings nicht thun sollten, als wenn der König gegenwärtig wäre, sie sollen nur auf mich und mein Kommando hören.“ Der König war eher auf dem Platze, als das Regiment ankam, und versuchte, es dadurch in eine Art von Verlegenheit zu setzen, daß er anfing über das zu lange Außenbleiben zu schelten, wobei er den Ausdruck brauchte: „Die Herrn haben gewiß nicht ausgeschlafen.“ Der General legte seinem Pferde die Zügel auf den Hals, zog mit einer Hand die Uhr, und mit der andern die Schreibtafel heraus, ritt auf den König zu, und sagte: „Sehen Ew. Majestät; hier steht Ihre gestern gegebene Ordre, und so viel ists an der Zeit; wir hätten also noch zwanzig Minuten länger schlafen können.“ Der König machte ein verdrüßlich freundliches Gesicht, und befahl, das Regiment sollte in Zügen abmarschiren, dicht vor ihm Escadrons formiren, mit ganzen Escadrons in die gegebenen points de vuë traben, halten und

einschwenken: wozu er noch den kleinen Zusatz machte: „Der Officier, der nur um ein Pferd Distance verliert, kommt auf vierzehn Tage in Arrest.“ Der General kommandirte selbst. Der König war in dem Augenblick der große Friedrich nicht, sondern so ganz der von Leidenschaft hingerissene gewöhnliche Mensch, daß er, um Irrungen zu machen, immer zu den, auf den Flügeln reitenden Officieren ritt, und mit ihnen sprach. Kaum bemerkte dies der General, so rief er mit lauter Stimme: „Seyn Sie doch so gnädig, Ew. Majestät, und reiten Sie aus den points de vuë, denn diese darf der Officier nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren.“ Das Regiment schwenkte endlich ein, und stand, wie zwischen die points de vuë eingemauert. Nun, sagte der König: „laß er die Attaque machen, und nehme er seine Direction dort nach meinen Adjutanten,“ welche der König sehr wohlbedächtig dem Regimente nicht gerade über, sondern schräg gestellt hatte. Er befahl darauf, wie lange Schritt, dann Trab und Gallop sollte geritten werden, und wie weit der Choq gehen sollte. „Ganz wohl, Ew. Majestät,“ antwortete Katzler: „nach Ihren ausgestellten points de vuë haben wir nunmehro eine

falsche Stellung; indessen das thut nichts, wir wollen schon hinkommen.“ Darauf ritt der General vor das Regiment und sagte, so laut als möglich: „Gendarmes! reitet vernünftig, hört und seht nur nach mir und sonst nach keinem Menschen.“ Der König ritt immer dicht vor dem Regiment, und kaum hatte der General angefangen zu traben, so setzte sich der König, indem er sich gegen die linke Eskadron hinzog, in Galop, ich weiß nicht, ob aus Vorsatz oder nur darum, weil es sein Pferd so wollte; denn letzteres ist oft der Fall, wenn derjenige, der einen Trupp Kavallerie führt, nicht recht Meister von seinem Pferde ist; und rief dabei: „Aber wollen sie wol reiten?“ Die Escadron gallopirte ihm nach, bis Katzler dahin flog und ihr zurief: „Kerls, laßt euch nicht irre machen, und hört auf mein Kommando oder der Teufel soll euch die Hälse brechen!“ Die Eskadron hielt wieder an, das Regiment blieb im ruhigen Trabe, und nun ließ Katzler zum Gallop blasen. Der König kam immer mehr gegen den linken Flügel und als der Choq anging, war er ganz zurück. Nach dem Exerciren kam der König, und konnte nun natürlicher Weise nichts anders thun, als die Attaque loben: denn hätte er etwas getadelt,

delt, so hätte ihm Katzler das Zurückbleiben gewiß nicht ungerügt durchgehen lassen. „Das Regiment hat unvergleichlich geritten, mein lieber Katzler!“ sagte der König: „Das kann ich eben nicht sagen Ew. Majestät;“ erwiederte der General etwas verdrüßlich; „des Obersten Golz Eskadron ließ sich irre machen.“ „Daran war ich schuld,“ sagte der König freundlich lächelnd; nehme er es nur nicht übel.“ „Ei zum Teufel!“ fiel ihm der General ins Wort, da hätten die Leute so klug seyn müssen, und sich nicht daran kehren. Beim Exerciren und in der Kirche muß nur immer Einer sprechen.“ Darauf befahl ihm der König Kompagnien formiren, absitzen, und die Leute vorrücken zu lassen, weil er sie einzeln besehen wollte. Er sahe das Regiment durch, und um doch etwas tadeln zu können, so versicherte er, die Hüte wären nicht gut gestutzt. Der General lächelte und sagte: „Seyn Sie nur so gnädig, und geben Sie mir einen Probehut: ein Hut ist leichter zuzustutzen, als ein Kopf.“

Ich bin deswegen bei dieser Geschichte etwas weitläuftig gewesen, um Ihnen nochmals zu beweisen, daß der König auch in seinen jüngern Jahren

den Grund der Launen hatte, die er im Alter häufiger zeigte; aber auch schon damals von Männern, die ihm durch wahre Verdienste seine Achtung gleichsam abzwangen, sehr gut Widerspruch vertragen konnte.

Es hat mir oft geschienen, als habe der König sein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet die Nation, die er beherrschte, gleichsam dazu zu gewöhnen, einen so großen Mann, wie er war, ertragen zu können. Aus diesem Grunde, habe ich immer geglaubt, zeigte er sich ihr beständig von so ganz verschiedenen Seiten; um, wenn ich so sagen darf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu erhalten. Man konnte fast immer darauf rechnen, daß der König über kurz oder lang wieder zurückkam, wenn er entweder einen Mann von Verdiensten eine Zeitlang verkannte, oder einen andern bloß aus Laune erhob.

Die Armee hatte auch gleichsam einen stillschweigenden Vertrag gemacht, nie Jemanden, der ohne sein Verschulden unglücklich wurde, ganz sinken zu lassen. Es hat gewiß kein einziges Regiment in der

gan-

ganzen preußischen Armee gegeben, welches nicht Jahre lang ein solches Opfer der königlichen Laune aus seinen Mitteln erhalten hätte. Sobald die Officiere überzeugt waren, daß einem ihrer Kameraden Unrecht geschah, so schützten sie ihn mit wahrem Edelmuth vor Mangel oder was fast noch schlimmer ist, vor einer Art von Broderwerb, die unter seinem Stand und Würde gewesen wäre. Nimmermehr hätten sie gelitten, daß ein Officier, wie das in manchem andern Staate wohl oft zu geschehen pflegt, vom Mangel gezwungen, einen Dienst hätte annehmen müssen, den vor ihm ein Unterofficier gehabt hätte.

Der würdige und verdienstvolle Major **Schellenbeck** des ehemaligen Luckischen Regiments, ist einer der neuerlichsten Beweise von dieser großmüthigen und edeln Denkungsart der preußischen Officiere. Das Regiment gab ihm, nachdem ihn der König bei der Revüe Anno 1780 auf die ungerechteste Art weggejagt hatte, einige hundert Thaler Pension: und dergleichen Fälle, fanden, wie gesagt, fast bei jedem Regimente Statt.

Das rührendste und größte Beispiel, wie sich die Officiere bei einer Ungnade des Königs zu betragen pflegten, die der, auf welchen sie fiel, nicht verdiente, habe ich in Potsdam im Jahr 1772 erlebt. Der König kam auf den unglücklichen Einfall, den, bei dem Regiment Garde stehenden Major von **Boruskowsky**, vielleicht bloß deswegen, weil er einen polnischen Namen hatte, die er eben so wenig als die lateinischen leiden konnte, zu einem Garnisonregimente zu versetzen. Die ganze Garnison war, als sie diesen Befehl hörte, wie vom Donner gerührt. Jedermann fragte, was wird der Major thun? In einem andern, schon ganz bis zur Sklaverei abgestumpften Dienste, wäre diese Frage nicht einmal Jemanden eingefallen; man hätte entweder gegen den königlichen Ausspruch zu kabaliren gesucht, oder in Staub gebückt, geschwiegen.

Boruskowsky schrieb an den König: so lange das Regiment Garde stünde, habe man kein Beispiel, daß ein Officier, der nicht Cassation verdient hätte, ohne eine außerordentliche Avantage an ein Garnisonregiment sey abgegeben worden; er selbst sey sich während seines vierzigjährigen Dienstes keiner

ner That bewußt, die eine dergleichen Behandlung verdiene: seine Blessuren, der von der Gnade Seiner Majestät erhaltene Orden pour le merite und das Zeugniß des ganzen Regiments, auf welches er sich beriefe, wären hinlängliche Beweise, daß er jederzeit seine Schuldigkeit, wie ein ehrlicher Mann, gethan habe. Könnten ihm Se. Majestät nicht länger beim Regimente brauchen, so möchten Sie wenigstens die Gnade haben, ihm eine Pension zu geben, damit das Regiment durch ihn nicht die Schande erlebte, daß ein Officier desselben aus Ungnade in ein Garnisonregiment gesetzt würde. Er sey fest entschlossen, nicht dahin zu gehen; und, ohnerachtet er nichts habe, falls Se. Majestät ihm nichts geben wollten, den letzten Rest seines Lebens von Allmosen zu leben.

Dieser Brief wurde wenigstens dreißigmal abgeschrieben, und fast auswendig gelernt, und die ganze Garnison trank des braven Major Boruskowskys Gesundheit. Der wackere Oberste von Buttler, damaliger Kommandeur des Regiments, übergab den Brief eigenhändig dem König. Dieser edle Hesse, der die Ungnade des Königs eben

so wenig als das Feuer einer feindlichen Batterie scheuete, fragte den Monarchen, der den Brief in seiner Gegenwart las, und, ohne ein Wort zu sagen, mit Verdruß wegwarf: „Was befehlen Ew. Majestät, daß ich dem Major Boruskowsky sagen soll?“ „Er soll sich zum Teufel scheren; Dermoh wird Major, und das übrige Avancement geht nach der Tour im Regiment;“ war die fürchterliche Antwort des Königes. Kaum war sie in der Garnison bekannt, so lief alles zu dem unglücklich gewordenen Mann. An jedem andern Orte würde man ihn, wie einen mit einer ansteckenden Krankheit Befallenen geflohen haben. Hier nicht: hier beeiferte sich alles dem standhaft und unschuldig Leidenden Hochachtung und Mitleid zu beweisen.

Buttler ließ die Officiere des Regiments zusammenkommen, erzählte ihnen mit, gewiß seiner Asche noch Ehre machenden Thränen, den Vorfall, und alle riefen einstimmig aus: dem Manne müssen wir helfen! Am andern Morgen schon hatte man über zwei hundert Louisd'or zusammen gebracht, wozu des jetzt regierenden Königs Majestät selbst ein beträchtliches beitrug. Diese schickte man ihm mit

einem

einem Briefe, in welchen man ihm für seinen bezeigten Muth, daß er die für erniedrigend gehaltene Versorgung nicht angenommen hätte, dankte: und ihn versicherte, daß man nie vergessen werde, daß er der Ehre des Regiments alles aufgeopfert habe. Ueber sein Schicksal solle er ruhig seyn; das, durch seinen Verlust schmerzhaft betrübte Regiment werde es sich zur Pflicht machen, von nun an für ihn zu sorgen. Alles dieses that man nicht etwa ins Geheim: in Gegentheil, man sammelte auf der Parade, an den öffentlichen Spieltischen, und des Abends wurde sogar auf dem Kaffeehause für ihn Bank gemacht.

Wer vermag es genau zu beschreiben, was das für ein Geist war, der die preußische Armee belebte! Sie liebte ihren König fast bis zur Abgötterei. Gewiß noch keines Sterblichen Befehle, der je das Recht und die Macht hatte, welche zu geben, sind pünktlicher befolgt worden, als die seinigen. Jeder Officier, vom General der Infanterie an, bis zum gestern erst gemachten Fähndrich, war eigentlich keinen Augenblick sicher weggejagt oder wenigstens hart gedrückt zu werden; und dem ohnerachtet war

vielleicht in Europa kein freier denkender, sprechender und den Dienst ausgenommen, handelnder Mann, als gerade der preußische Officier. Er wußte nichts von kriechender Schmeichelei. Er brauchte nichts, als seinen Dienst zu thun; das übrige alles überließ er sorglos dem Schicksal; immer mit der ruhigen Ueberzeugung, daß, so lange er die Achtung seiner Kamaraden erhielt, er nie ganz unglücklich werden konnte. In jedem andern Dienste ist man immer recht ängstlich bemüht, Dinge zu erfinden, die dem Fürsten oder Herrn Ehre machen sollen; oder wenigstens seine guten Handlungen förmlich auszuposaunen: in Preußen, war gerade der entgegengesetzte Fall. That der König eine edle Handlung so erzählte man sie ganz trocken, als hätte man nichts anders erwartet. Zeigte er hier und da einen Ausfall von Laune, so belachte man denselben. Beging er eine öffentliche Ungerechtigkeit, so suchte man mit vereinten Kräften dieselbe wieder gut zu machen. Man wußte einmal gewiß, daß wenn der König auch hie und da aus bloßem, man könnte wol sagen, kindischen Eigensinne, Jemanden Unrecht that, er doch über kurz oder lang das Geschehene vielleicht wieder gut zu machen suchte, oder wenigstens

stens diejenigen, die es für ihn thaten darum nicht hassete. Man wußte zu gewiß, daß der König unermüdet bemühet war, seine Armee, groß, siegreich, ehrwürdig und glücklich zu machen; man hatte gesehen, und sahe es noch täglich, daß er ihr und ihrem Ruhme, Leben, Gesundheit, Ruhe, Schätze und alles aufopferte. Keine Armee in der Welt war, vom General bis zum Musketier, je reichlicher bezahlt und allgemeiner geehrt, als die seinige. Das gehäßige Wort Reduktion war, die während des Kriegs zusammengelaufenen Freicorps ausgenommen, ein der preußischen Armee unbekanntes Wort. Niemand durfte es wagen, unter irgend einem Vorwande, der Armee, wie es leider! in den übrigen Diensten so oft geschieht, etwas abzuzwacken. Unter diesen Umständen war es also ganz natürlich, daß der preußische Officier sich für den ersten und glücklichsten in der ganzen Welt halten mußte. Mit allen den Fehlern, die er an seinem Könige kannte, sahe er doch ein, daß dies der erste Monarch der Welt, und sein Dienst der beste sey; und er schien mit Recht immer das zu fühlen, was der Philosophe Marié von seiner Frau sagt: et malgré vos défauts, je vous aime á la rage.

So angelegen als es sich die Officiere seyn ließen, einem sein Unglück mit edeln Stolz ertragenden Kamaraden dasselbe zu mildern, eben so strenge waren sie gegen diejenigen, die einen Schritt thaten, der ihrem Stande nicht angemessen zu seyn schien. Wenn zum Beispiel ein Officier eine Stelle bei der Regie oder der Tobackspachtung annahm, so konnte er sicher auf allgemeine Verachtung rechnen. Ich habe mit meinen Augen gesehen, daß einem Officier, der den Titel Brigadier-General bei der Regie führte, und in seiner Art ein sehr vornehmer Mann war, das Portepee auf öffentlicher Straße von zwei Officieren ausgebunden wurde. Der Mann klagte beim General, und dieser gab ihm den trostreichen Bescheid, daß im Fall er es sich würde einfallen lassen, das Portepee oder irgend ein anderes Montirungsstück, noch einmal zu tragen: so würden es ihm freilich nicht die Officiere ausbinden, allein er würde es ihm durch den Profos abnehmen und verbrennen lassen. Der Herr Brigadier-General versicherte, er habe so und so lange als Officier gedient: „Schlimm genug,“ antwortete ihm der General, „da Sie nun doch das geworden sind, was Sie sind.“ Und als jener endlich behauptete, er habe die

königliche Erlaubniß Officiermontirung zu tragen; lachte der General und erklärte ihm dagegen, daß er daran zweifle; versicherte ihn aber dabei, daß er ihm wohlmeinend riethe, wenn er nicht Lust hätte sich sehr oft mitten auf der Straße auszukleiden, sich des Uniformtragens zu enthalten; und schloß seine Rede mit den Worten: „So etwas kann der König gar nicht erlauben!"

Der Mensch schrieb an die Generaldirektion nach Berlin. Mons. de la Haye de Launay schrieb selbst an den General und bat die zwei Officiere, die dem Herrn Brigadier-General, der würklich die königliche Erlaubniß habe, Officiermontirung zu tragen, so gröblich beleidigt hätten, zu bestrafen, und drohete im Weigerungsfall beim Könige darüber zu klagen.

Der General meldete, um die Sache kurz auszumachen, den ganzen Vorfall dem König und erhielt darauf folgende Antwort:

„Ich habe aus euerm Schreiben von dem und dem ersehen, daß die beiden Officiere eures unterhabenden Regiments dem Brigadier-Ge-

neral N. N. das Portepee abgenommen haben. Es ist dieses recht gut; die Officiere haben ganz recht, die Ehrenzeichen, die ich und meine Officiers tragen, soll durchaus niemand anders tragen; ich werde heute an die Generaldirektion darüber die gemessenste Befehle geben, ich verbleibe rc.

Ehe ich diesen etwas lang gerathenen Brief schließe, muß ich noch einmal zu den bei Pirna gefangenen Sachsen zurückkehren.

Der König war, wie sich das leicht denken läßt, an dem Tage der Uebergabe von außerordentlich guter Laune. Er ließ sich die sächsischen Generals durch den General Winterfeld präsentiren. Einer der ersten, den die Reihe traf, war der Prinz Eugen von Dessau; der jüngste Bruder, des unter dem Namen des alten Dessauers allgemein bekannten, aber wegen seiner außerordentlichen militärischen Verdienste lange nicht genug berühmten Fürsten Leopolds. Prinz Eugen hatte, wie bekannt, vorher in der preußischen Armee gedient, und war also, wie ihm das überhaupt leicht widerfuhr, jezt etwas verlegen, sich mit den Waffen in der Hand, und noch dazu als Kriegsgefangner vor

dem

dem König zu befinden. Der König merkte seine ihm Angstschweis auspressende Verlegenheit, und redete ihm ganz freundlich an: „Ha ha! Mein Prinz, wir sind ja alte Bekannte; wie geht es Ihnen? Was sind Sie denn?“ Der Prinz war froh so weit gekommen zu seyn, und sagte mit einer bescheidenen Miene und tiefer Verbeugung: „Ich bin General der Kavallerie.“ Der König machte ein eben so tiefes Kompliment und sagte: „Dazu gratulire ich Ihnen von Herzen, mir aber auch, daß Sie es nicht bei mir sind.“

Der damalige königlich polnische und churfürstlich Sächsische Feldmarschall war der Fürst Rutowski, auf diesen folgte gleich der General und Chef eines Infanterieregiments, der Fürst Lubomirski. Der König fing über laut an zu lachen, und sagte zu dem neben ihm stehenden Markgraf Carl: „Aber sehen Sie einmal, was das alles für Kis sind. Nun wunderts mich gar nicht, daß die guten Sachsen bei Kesselsdorf mit aller ihrer Bravour, so schlecht wegkamen: die Hunde sind sehr gut, aber die Jäger, die Jäger!“

Dritter Brief.

Von dem General Winterfeld, nach welchem Sie, mein theuerster Freund mich besonders fragen, kann ich Ihnen nichts bestimmtes berichten; ich selbst habe ihn persönlich nur wenig gekannt, und es giebt nicht leicht einen Mann von großem Ruf, so wie dieser es ist, über den die Meinungen so getheilt und einander so gerade zu widersprechend wären, als über diesen. Einige Leute, die unter ihm gedient, und ihn sehr genau gekannt haben, halten ihn für einen der gefährlichsten und unwürdigsten Günstlinge, die der König je gehabt habe, und beschuldigen ihn mit vieler Wahrscheinlichkeit, den Monarchen zu mehrern Ungerechtigkeiten verleitet zu haben; wozu man vorzüglich die ungewöhnliche Härte rechnet, mit welcher er seinen königlichen Bruder, den Prinzen von Preußen, behandelte. Sehr viele bei jenem unglücklichen Rückzuge nach Zittau gegenwärtig gewesene einsichtsvolle Officiere haben mich versichert, daß er an dem Verlust des Transports selbst viel Schuld gehabt habe, die er durch falsche Rapports nachher allein auf den Prinzen warf.

Wenigstens versicherte der Prinz in denen letzten Augenblicken seines Lebens noch, daß es Winterfeld sey, der ihn ums Leben brächte; und sagte, als er die Nachricht von des Generals Tode hörte: „Nun sterbe ich viel beruhigter, weil ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist.“

Andere hingegen behaupten, er sey ein einsichtsvoller, guter und vielleicht einer der vollkommensten Generale gewesen, welche die preußische Armee je gehabt habe. So viel war allgemeine, und ich könnte sagen Volksstimme in der Armee, daß er ein äußerst roher und unhöflicher Mann gewesen ist, unter welchen zu dienen man für eine Art von Pein gehalten hat. Daß er in der Suite des Königs und lange Zeit sein Liebling gewesen ist, beweist nichts für seine Verdienste. Denn war das doch Krusemark auch lange Zeit, der schon damals, als er noch Generaladjutant des Königs war, sich fast alle Tage so betrank, daß er das Gespött der Ordonanzfähndriche wurde. Bei ganz nüchternem Muthe waren seine Geisteskräfte nur immer sehr mäßig, und seine Aufführung immer niedrig. Diesem ohnerachtet, überhäufte ihn der König bis an seinen noch

gerade, um einer Untersuchung zu entgehen, zur rechten Zeit erfolgten Tod, mit Gnaden- und Achtungsbezeugungen.

Es gehörte mit unter die unbegreiflichen Eigenschaften des Königs, mit welchen, wenn ich so sagen darf, das außerordentlich schöne Bild eines vollkommenen Monarchen so künstlich schattirt war, daß er zuweilen Leuten sein Zutrauen und seine Gnade schenkte, die es in keinem Betracht verdienten. Die allergeringfügigste Veranlassung war sehr oft hinreichend, einen unauslöschlichen vortheilhaften oder ungünstigen Eindruck auf den König zu machen. Es war zuweilen genug um seine Gnade zu erlangen, wenn man das Glück haben konnte, ihm zu einer Zeit, wo er gerade in einiger Verlegenheit war, eine angenehme Nachricht zu bringen. Hingegen konnte derjenige, der ihm die Nachricht eines erlittenen Verlusts vortragen mußte, gewiß darauf rechnen, daß sein Anblick dem Könige lange Zeit eine unangenehme Empfindung verursachte. In diesem Falle befand sich, vorzüglich lange, während des siebenjährigen Krieges, der sich nun in rußischen Diensten befindende Graf Anhalt. Dieser hatte dem Könige

einmal kurz nach einander zwei höchst unangenehme Nachrichten verkündigen müssen, wovon, wenn ich nicht irre, der Verlust von Schweidnitz die letzte war. Monathe lang sagte darauf der König, so oft er ihn sahe, daß ihm Anhalt etwas zu melden hatte, immer noch ehe dieser zu sprechen anfing: „Der Teufel hat gewiß wieder eine Festung geholt!“ Wenn denn nun Anhalt seinen Vortrag geendigt hatte, so rief der König immer ganz freudig aus: „Gott Lob und Dank! es wird mir immer angst, wenn ich ihn kommen sehe.“ Es kann sehr leicht seyn, daß die Feinde des verdienstvollen Grafen Anhalts diese sonderbare Stimmung des Königes in der Folge zu ihrem Vortheil genutzt haben. Wie unauslöschlich sich dergleichen in der Vorstellungkraft des Königes festsetzte, davon will ich nur ein Beispiel anführen. Es stand bei dem jetzigen Regiment von Kalkstein ein gewisser Oberster von Marschall; diesen hatte der König als er in dem zweiten schlesischen Kriege einmal das Lager beritt, in eine sogenannte Geschwindgrube fallen sehen, und darüber herzlich gelacht. So oft er nachher diesen Mann wiedersahe, lachte er jederzeit, und sagte immer: Der Marschall ist ein rechter braver Mann, aber

ich muß immer lachen so oft ich ihn sehe; mir deucht ich sähe ihn noch immer da in dem Loche liegen. Dies war schon genug, daß er zu diesem Mann nie ein rechtes Zutrauen bekommen konnte. Wer bei ihm etwas zu suchen hatte, der mußte ja alles, nur einigermaßen Lächerliche oder ihm wenigstens Auffallende sorgfältig vermeiden. Es wurde ihm einmal ein aus östereichischen Diensten kommender Husarenofficier, der seine Dienste suchte, vorgestellt. Dieser Mann war einer der schönsten Husarenofficiere, die ich mich erinnere je gesehen zu haben; er war ein geborner Liefländer, eine Völkerschaft, die der König eben so hoch schätzte, als er hingegen die Kurländer herabsetzte. Er hatte das Glück die Protektion des damals so viel vermögenden General Anhalts zu erlangen. Sein Anzug war in dem Augenblick, da er den König vorgestellt wurde, völlig militärisch gut, und bekanntermaßen ist der Anzug der kaiserlichen Husaren gewiß der vollkommenste in seiner Art. Er hatte durchaus nicht das allergeringste Auszeichnende an sich, außer, daß er, nach ungarischer Sitte den Bart an den beiden Enden etwas lang, und ganz spitz zusammengedreht trug. Sobald ihn der König ansahe, fing er an

zu lachen, und that ihm nur zwei Fragen, die der Officier so wie es der König liebte, promt und mit gutem Anstande beantwortete. Der König erklärte sich nicht über seinen Anzug, und als ihn der General **Anhalt** des andern Tags fragte, ob er den Officier in seine Dienste nehmen wollte; so sagte er ganz kurz: „Ich kann ihn nicht brauchen.“ „Aber warum nicht, Ew. Majestät;“ erwiederte **Anhalt**, „Sie haben ja immer gewünscht einige Officiere von den kaiserlichen Husaren in Ihren Dienst zu bekommen. Dies ist gerade ein Mensch, der alle dazu erforderliche Eigenschaften besitzt. Er spricht vollkommen gut Deutsch, hat ein gutes Exterieur, ist von einer bekannten guten Familie und mir von Leuten empfohlen worden, auf die ich mich gewiß verlassen kann.“ „Aber“ fiel ihm der König lachend ins Wort: „mein Gott der Mensch hat ja einen Katzenbart!“ **Anhalt** antwortete: „Den wird er abschneiden und ihn künftig so tragen, wie Ihre andere Husarenofficiere.“ „Lieber **Anhalt** ich kann ihn ohnmöglich nehmen; ich kann den Bart nicht vergessen; sage er dem Menschen nur, er soll an mich schreiben, ich will ihm recht gut antworten: und wenn er es vielleicht braucht, lieber etwas zu seinem weitern Fortkommen geben.„

Der Officier schrieb auf Anhalts Rath an den König und erhielt wie gewöhnlich des andern Tages folgende Antwort:

„Vester, Lieber, Besonderer, Ich habe aus Euerem gestrigen Briefe ersehen, daß Ihr wünschet in meine Dienste zu treten. Ich danke Euch für dieses eur Anerbieten: da aber jetzt bei meiner ganzen Kavallerie kein Officierplatz vakant ist, so kann ich Euch dermalen nicht placiren. Wenn ich Euch oder Jemanden Eurer Familie, die mir recht gut bekannt ist, sonst womit dienen kann, so werde ich es mit Vergnügen thun, um Euch zu zeigen wie sehr ich bin Euer gnädiger F.

Sobald der König Anhalten wieder sahe, fragte er ihn gleich: „Nun habe ich ihm nicht recht gut von dem Menschen geholfen? Ein andermal will ich gern Jemanden, den er mir empfiehlt, gut placiren, aber bring er mir nur keinen wieder mit einem Katzenbart.“

Vierter Brief.

Noch ein Zug, durch welchen sich die preußische Armee vorzüglich auszeichnete, bestand darin: daß es bei weitem nicht hinreichend war, um ihre Achtung oder auch nur den Anschein derselbigen zu erlangen, daß Jemand Adjutant oder gar ein Favorit des Königs wurde. Die Armee wußte sehr richtig wahres Verdienst vom falschen Anschein zu unterscheiden. Ich will hiervon nur ein merkwürdiges Beispiel anführen.

Der König nahm einen gewissen Herrn von Poser in seine Suite; machte ihn zum Flügeladjutanten, und er schien würklich einige Zeitlang sehr viel bei ihm zu gelten. Er war ohnstreitig ein geschickter und sehr brauchbarer Officier, aber dem ohngeachtet vergab es ihm die Armee nie, daß er dadurch dem Könige war bekannt worden, und zu seinem Posten gelangt war: daß er den unglücklichen Pietro auf eine listige und eigentlich nur einem Polizeiaufpasser geziemende Art, im Weimarischen arretirt hatte. In ganz Potsdam sprach beinahe kein Mensch mit

ihm, und er mußte einsehen lernen, daß allgemeine Verachtung sein Lohn für den niedrigen Dienst blieb, den er den König zu leisten sich erniedriget hatte.

Fast eben so begegnete man dem als General und Kommandeur des ersten Bataillons verstorbenen Herrn von Scheel. Ich wollte wol wetten, daß Jahre hingegangen sind, worin, Dienstgeschäfte ausgenommen, kein Officier der Potsdammer Garnison ein Wort mit diesem unglücklichen und teufelartigen Manne sprach. Ich bin gegenwärtig gewesen, als ihm der vortrefliche und gewiß allen seinen Freunden unvergeßliche Major von Boehm, der damals Lieutenant beim ersten Bataillon war, ins Gesicht sagte: „Mein lieber Major, mit solchen Grundsätzen, als wie Sie haben, muß man über kurz oder lang auf dem Schaffot sterben.“

Aller dieser edlen Freimüthigkeit ohnerachtet, wurden doch die Befehle dieser allgemein gehaßten und nicht geachteten Vorgesetzten auf das pünktlichste befolgt. Gewiß in keinem Dienste der Welt wußte man so gut den Dienst und das gesellschaftliche Leben von einander zu unterscheiden. Sobald der

Dienst

Dienst vorbei war, war der Fähndrich gerade so frei, wie der Generallieutenant; man wußte nichts von jenem lächerlichen und den Geist der Sklaverei ewig erhaltenden Ceremoniel, das noch in der österreichischen Armee herrscht, vermöge dessen der Unterlieutenant sich nicht setzen darf, so lange der Oberlieutenant noch steht. Es wurde ferner nirgends der Officier weniger mit Ordres gequält, als im Preußischen. Er brauchte seinen Kopf weder alle vier Wochen zu scheeren, noch sich in die Beinkleider einnähen zu lassen. Im Lager muthete man ihm nicht zu, daß er alle Morgen den Tambours zusehen sollte, wie sie Reveille schlagen. Von hundert dergleichen, den Dienst faßt unerträglich machenden Dingen, wußte der preußische Officier so wenig, als von den unaufhörlichen und kostspieligen Veränderungen der Uniformstücke, worüber sich in manchen andern Diensten die Officiere ruiniren. Der König erlaubte seinen Officieren, daß sie eben so gut wie andere ehrliche Leute frieren, und sich vor dem Frost schützen durfte. Alten und schwächlich werdenden Staabsofficieren und Generalen gestattete er alle nur mögliche Bequemlichkeiten. So habe ich z. B. den Generallieutenant von Saldern mehr als einmal in

schwarzen Beinkleidern bei den Herbstmanövers in Potsdam gesehen. Unter seinen Augen trugen daselbst die Officiere mit Velbel gefütterte und übereinandergeknöpfte Röcke.

Nur ein Muff war in den Augen des Königs ein Greuel. Es begegnete ihm einsmahls, während seines Winteraufenthalts in Berlin, mit einem dergleichen Kleidungsstücke ein lächerlicher Auftritt. Der König kam kurz vor Tafel in das Vorzimmer, worin niemand war, als der wachthabende Garde du Corps Officier. Er ging einigemal in dem Zimmer auf und nieder. Auf einmal wurde er einen auf dem Tisch liegenden schönen großen Muff gewahr. Der König nahm den Muff, besahe ihn von allen Seiten, sahe den Garde du Corps Officier scharf in die Augen, und sagte lächelnd: Der Teufel, das ist ein schöner Muff! Der Officier kannte den König viel zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was der König damit sagen wollte, und that daher gar nicht als sähe er, was der König mache. Dieser wollte ihn nun auf eine noch härtere Probe setzen, ergriff den Muff, und warf ihn in das Kamin, vor welchem der Officier stand. Sobald der

Muff

Muff zu brennen anfing, fragte er den Officier, da er schlechterdings kein Zeichen von Schrecken oder Betrübniß in dessen Gesicht bemerken konnte: „Herr, wem gehört der Muff?“ Ganz gelassen antwortete dieser: „Dem Kammerdiener des russischen Gesandten; der legte ihn, als er vor einer halben Stunde ohngefähr hierdurch und in die Garderobe Ew. Majestät ging, hier auf den Tisch.“ „Aber zum Teufel, Herr, warum hat er das nicht eher gesagt, nun werde ich dem Schlingel den Quark theuer genug bezahlen müssen. Wenn er wieder herauskommt, so sage er ihm nur, er soll Zeusingen, (das war der damalige, geheime Kämmerier) sagen, was er koste.“ Der König lachte, und ging, nachdem er versichert hatte, daß es ganz unausstehlich stänke, wieder in sein Zimmer.

Da ich eben hier von der Garde du Corps spreche, so will ich Ihnen gleich bei dieser Gelegenheit die nähern Umstände, die Sie von selbiger zu erfahren wünschen, erzählen. Es war dieses kein so sonderbar ausgezeichnetes Corps als das erste Bataillon der Garde zu Fuß. Einige glänzendere Montirungs- und Armaturstücke abgerechnet, war es

nichts

nichts mehr als ein jedes anderes Kürassierregiment. Die Reuter bekamen mehr Traktement, als die, der andern Feldregimenter; und genossen, wenn sie invalid wurden, die nämlichen Vorzüge, wie die vier übrigen Gardebataillons, wovon ich Ihnen bereits in meinen vorigen Briefen ausführlichere Nachricht gegeben habe. Kompletirt wurden sie auch wie die andere Garden aus den sogenannten Unrangirten. Weder Leute noch Pferde, waren ausgesucht schön, weil der König sich nicht daran band, nur von den Kavallerieregimentern abgegebene Leute dazu zu nehmen. Von Einländern nahm er nicht leicht einen andern, als Schlesier oder Pommern; einen gebornen Berliner gewiß auf keinen Fall. Von Ausländern selten einen andern als Sachsen oder Mecklenburger. Noch länger als zehn Jahr nach dem Hubertsburger Frieden bestand gewiß wenigstens noch ein Fünftel des Regiments aus gefangenen Sachsen, und ob sie gleich anfingen alt und unansehnlich zu werden, so erließ der König höchst ungern einen dieser Leute, wozu folgende Begebenheit, die Ihnen abermals zeigen wird, wie sehr der König die Kunst Herzen zu gewinnen verstand; die Veranlassung gab.

Als der König im Jahr 1762 nach Leipzig in die Winterquartiere marschirte, hatte die Garde du Corps ungewöhnlich viel Desertion. Die Sachsen, die den ganzen Krieg mitgemacht hatten, ritten jetzt zu zehnen und zwölfen weg. An einem Morgen begegnete der König dem Regimente. Er ritt lange stillschweigend neben selbigem her, auf einmal rief er einem dicht neben ihm reitenden Garde du Corps zu: „Was bist du für ein Landsmann?" „Ein Sachse Ew. Majestät." — „Nun, wirst du nicht auch bald zum Teufel reiten?" fragte der König weiter. Ganz trocken antwortete ihm der Reuter: „Ja, das könnte wol bald geschehen." Mit einer Art von freundschaftlicher Theilnahme versetzte der König: „Aber warum denn? Hast du denn etwas zu klagen? Bekommst du zu viel Fuchtel?" Der Reuter lächelte und antwortete; „In den sechs Jahren, die ich Ihnen diene, habe ich noch keinen Hieb bekommen; darum können Sie das ganze Regiment fragen; aber deswegen sind viele meiner Kamaraden desertirt und werde ich es vermuthlich auch noch thun, weil uns einer Ihrer Bedienten gesagt hat, wenn wir nach Potsdam kämen, und das wird ja doch bald geschehen, dann würden Sie uns alle ab-

geben, und lauter Landskinder zur Garde du Corps nehmen; und das sage ich Ihnen, Ihro Majestät, ehe ich mir den Schimpf anthun lasse, lasse ich mich lieber aufhängen." „Du bist ein ehrlicher Kerl," antwortete ihm der König und reichte ihm die Hand: „ich gebe dir hier mein Ehrenwort; von allen den Sachsen, die mit mir nach Berlin marschiren, soll keiner von der Garde du Corps abgegeben werden, und wenn er nur zwei Zoll groß wäre." Der treuherzige Sachse sahe den König starr in die Augen, und sagte sehr ernsthaft: „Fritz, ist das dein Ernst?" Der König lachte und sagte: „Ich gebe dir ja meine Hand darauf." „Nun gut," antwortete der Reuter, zog wohlbedächtig den Handschuh aus, „da hast du auch meine Hand, und wenn es noch zehn Jahr Krieg bliebe, es soll kein Sachse mehr desertiren, so wahr ich Schuster heiße." Der König befahl dem Pagen ihm einen Friedrichsd'or zu geben, und der Erfolg hat bewiesen, daß diesmal Schuster und der König ihr Wort hielten. Es desertirte kein einziger Sachse mehr, und ich hätte auch niemanden rathen wollen, der je dem Könige ein Wort von Abgeben eines Sachsen gesagt hätte.

Was das Regiment unter der Anführung des großen Wacknitz, dessen Name in der Geschichte der preußischen Armee unvergeßlich bleiben wird; für Heldenthaten gethan hat, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es hier noch einmal zu erwähnen brauche. Der König liebte damals das Regiment mit einer Art von Zärtlichkeit: Mehr wie einmal sagte er während des Kriegs, wenn er dem Regimente von ohngefähr begegnete: „Nun ist mir ordentlich wohl, daß ich das Regiment wieder sehe.“ Und oft ritt er halbe Stunden Weges um, um nur dem Regimente einen guten Morgen bieten, oder eine Weile mit einem Reuter plaudern zu können.

Wenig Tage nach der Schlacht von Zorndorf, wo einige Infanterieregimenter eben nicht besonders brav gethan hatten, traf es sich, daß eins dieser Regimenter mit der Garde du Corps zugleich durch ein Dorf marschirte. Der Marsch der Colonne fing bei dem Ausgang aus dem Dorfe an zu stocken. Es war eine fast unerträgliche Hitze; die Leute dieser beiden Regimenter drängten sich also in die Häuser und tranken. Indem kam der König geritten, und hielt vor einem Hause, in welchem ver-

schiedene Garde du Corps waren. „Aber was Teufel Garde du Corps, was macht ihr hier?“ fragte der König. Die Leute glaubten der König würde darüber schelten, daß sie abgestiegen, und in das Haus gegangen wären: erwählten also gleich in der Geschwindigkeit einen Sprecher, der sich durch alles durch und zu dem König herandrängte, und sagte; „O Ihro Majestät! seyn Sie doch nicht ungnädig, wir konnten es vor Durst nicht länger aushalten.“ „Ach Kinder!“ antwortete der König, „trinkt in Gottes Namen, aber es wundert mich, daß ihr, die ihr so brave Kerls seyd, mit den Grobzeugern (dies war eins der gangbarsten Schimpfworte des Königs) trinkt. Gleich jagt sie alle heraus; wo ihr seyd, müssen solche schlechte Kerls nicht hinkommen;“ und so ritt er nicht eher von der Stelle, bis kein einziger Infanterist mehr in dem Hause zu sehen war.

Dieses vortrefliche von ihm selbst mit Recht so distinguirte Corps, überließ er lange Jahre dem Kommando eines in manchem Betracht einzigen Mannes. Dieser Mann, ein Herr von Schätzel, war über alle Begriffe, und man könnte vielleicht sagen,

un=

unvernünftig brav, dabei aber bis zum Unglaublichen niedrig geizig. Alle nur erdenkliche Art von Schacher und das Leihen auf Pfänder trieb er so weit, daß die Juden in Potsdam mehr als einmal beim König sich über ihn beschwerten, und baten, man möchte ihm doch untersagen, ihnen nicht durch seinen Handel ihre Nahrung zu benehmen.

Ich will nur eine seiner Finanzoperationen hier anführen. Der König kam mit einemmale auf den Gedanken die vierten Züge der drei Eskadrons der Garde du Corps mit leichten Pferden von allerhand Farbe beritten zu machen, die zum Blänkern oder zur Begleitung des Königs, wenn er etwa auf dem Marsche gleich selbst nach dem Feind zu recognosciren wollte, gebraucht werden sollten. Er that auf das Stück etliche zwanzig Dukaten gut, und Schätzel kaufte dagegen ausgemusterte Husarenpferde, oder steifgerittene Lehnklöpper zu fünf und sechs Dukaten. Alles dieses wußte der König recht gut. Die Leibeskadron stach gegen die zwei andern so augenscheinlich ab, daß man nimmermehr hätte glauben sollen, daß es ein Regiment sey. Und da höre ich Sie fragen: behielt ihn der König? Allerdings; wegja-

gen konnte er ihn nicht, sonst hätte Seidlitz recht behalten, der dies vorher verkündigte, sobald er hörte, daß ihn der König zum Kommandeur gemacht hätte, und wegbeissen (das gewöhnliche Mittel des Königs, um die Leute los zu werden,) ließ sich Schätzel nicht. Wenn ihm der König vor der Fronte sagte: „Herr schere er sich zum Teufel hinter das Regiment! so ritt er so gelassen weg, als wäre es ein Spazierritt gewesen. Einsmals schickte ihn der König vom Exercierplatz in Arrest. Den andern Morgen sollte das Regiment wieder exerciren, und da der König nicht befohlen hatte, wie lange er in Arrest bleiben, und ob er während seines Arrests mitexerciren sollte, so schickte er den damaligen Adjutanten den Lieutenant von Sehrr zum König mit dem Auftrage, selbigen zu fragen, ob er mit Exerciren sollte oder nicht? Der König war eben im Begriff sich aufs Pferd zu setzen, und antwortete höchst verdrießlich: „Ach er soll es ins Teufels Namen halten, wie er will.“ Sehrr brachte dem Obersten diese gewiß nicht schmeichelhafte Antwort wieder zurück, und der Oberste antwortete ohne einen Gesichtszug zu verändern: „Je nun dann will ich zu Hause bleiben,“ und zog sich ganz langsam

wie=

wieder aus. Er wäre die ganze Exercirzeit ruhig sitzen geblieben, wenn ihm der König nicht endlich von selbsten den Pallasch wieder geschickt hätte.

Ein andermal, als der König wieder äußerst unzufrieden mit dem Regiment beim Exerciren war, sagte er zu Schätzeln: „Daß er dumm ist, habe ich immer gewußt, daß aber ein Mensch so dumm seyn kann, als wie ich sehe, daß er es ist, habe ich bis jetzt für unmöglich gehalten; schere er sich hinter das Regiment! Mengden komm er her und kommandiere er." Die über diese unschicklichen Ausdrücke empfindlich beleidigten Officiere verloren, so wie die Leute selbst endlich die Kontenanz. Der König selbst, der ohnehin in der kleinen Taktik der Kavallerie nicht sehr geübt war, und noch dazu, da er in diesem Augenblick vor Aerger zitterte, sich äußerst dunkel und unrichtig ausdrückte, machte, daß das Manöver, was sie nun machen mußten, ganz mißrieth. Es entstand eine so allgemeine Verwirrung, daß der König in einer Art von Wuth auf das Regiment zujagte, und ihm zurief: „Schert euch zum Teufel, und macht nur, daß ihr mir aus den Augen kommt." Man kann sich vorstellen,

mit welchen Gesinnungen ein Corps Officiere, das aus lauter edeldenkenden und ihren eigenen Werth fühlenden Leuten bestand, da vom Exercierplatz marschirte. Sobald sie wieder eingerückt waren gingen sie en Corps zum Obersten, und stellten ihm sehr nachdrücklich vor, daß sie es müde wären, so behandelt zu werden. Mit der größten Ruhe antwortete der Oberste: „Ja, meine Herrn, da hilft nichts, als Geduld; es thut mir nur leid, daß sich der König ärgert; ich weiß wohl, was er haben will, ich soll meinen Abschied fodern; aber ich will ihm den Teufel thun.“ Viele der Officiere schrieben an den König, und klagten über die ihnen so ungewöhnliche Behandlung. Der König antwortete Jedem auf das allergnädigste wieder, und versicherte, daß er wohl wüßte, daß Sie brave und tüchtige Officiere wären; Sie müßten aber doch selbst eingestehen, daß das Regiment jetzt in einer schlechten Verfassung wäre; es möchte ein Jeder von Ihnen nur allen seinen Fleiß anwenden, das Regiment wieder in die Umstände zu setzen, in welchen es in der Campagne gewesen wäre; dann würde er sich bemühen, einem Jeden seine besondere Gnade und Zufriedenheit zu bezeigen. Viele Officiere foderten

den

den Abschied, aber kein Einziger bekam ihn, sondern der König verwies sie zur Geduld, mit den ganz sonderbaren Worten: „Die Umstände würden schon wieder besser werden.“ Ein Herr von Rochow, der Gelegenheit fand, durch eine vortheilhafte Heirath sein Glück zu machen, foderte verschiedentlich den Abschied. Der König schlug ihm selbigen immer auf eine sehr gnädige Art ab, indem er ihn bald versicherte, er könne einen so schönen und tüchtigen Officier unmöglich verlieren. Bald versprach er ihm ganz vorzüglich für sein künftiges Glück zu sorgen. Als sich Rochow durch alles dieses nicht abhalten ließ, nochmal um den Abschied zu schreiben, so schickte er ihn in Arrest, und ließ ihm nach Verlauf einiger Tage sagen, wenn er sich noch einmal um den Abschied meldete, so würde man ihn ein halb Jahr nach Spandau schicken und alsdann zu einem Garnisonregiment setzen. Rochow mußte natürlicherweise bei dieser sehr deutlichen Erklärung sich beruhigen. Nach etwas länger als einem halben Jahre bekam Rochow einen geschwollenen Backen. Der Oberste meldete dem König den Lieutenant von Rochow als krank. Sehr verdrüßlich frug der König was fehlt ihm? Der Oberste

antwortete der strengsten Wahrheit gemäß: „Er hat einen dicken Backen.“ Den Teufel auch,“ antwortete der König, „ich weiß besser was ihm fehlt; den Abschied will er haben; gehe er gleich hin und sage er ihm, er solle sich zum Teufel scheren.“ Dies war die gewöhnliche Formul, mit welcher er Officiers entließ, die er eigentlich ungern verlor.

Nachdem nun der König sich und das Regiment bis in das Jahr 1774 auf diese Art mit Schätzeln gequält hatte, ließ er diesen ganz unvermuthet zu sich rufen, und redete ihn außerordentlich freundlich so an: „Mein lieber Schätzel er kommt doch nun auch in die Jahre, wo man sich anfängt nach Ruhe zu sehnen; ich dächte der Küraß müßte ihm besonders anfangen lästig zu werden. Wie wäre es, wenn er nach Hause ginge; er wird mir doch wol zutrauen, daß ich einen so braven Officier als er ist, nicht verstoßen werde. Sieht er, ich mache ihn hiermit zum Generalmajor und will ihm jährlich zwei tausend Thaler Pension geben, und ertheile ihm als ein ganz vorzügliches Zeichen meiner Gnade, die Erlaubniß Zeitlebens die Uniform der Garde du Corps tragen zu dürfen. Das ist doch wahrhaftig viel.“

Schätzel nahm, wie es leicht zu begreifen ist, dies mit beiden Händen an, und überließ das über seinen Abgang erfreuete Regiment dem Commando des würdigen und braven **Mengden**.

Von dem Augenbick an genoß das Regiment und das vortrefliche Corps Officiers, was an wahrer Würde in aller Herren Dienste gewiß seines gleichen sucht, wieder die völlige Gnade und Zufriedenheit des Monarchen; und kam sehr bald wieder auf den Grad der Vollkommenheit, auf welchem es vorher gestanden hatte, und jeƶt noch steht.

Es schien in dem Karakter des Königs zu liegen, daß, so wie er beständig Jemanden um sich hatte, an welchen er seinen zuweilen bis ins ungezogene ausartenden Wiƶ üben konnte, wie dieses zum Beispiel in ältern Zeiten **Pöllniƶ**, und nachher der Oberstallmeister, Graf **Schwerin** waren, es auch selbst zuweilen der vortrefliche **Quintus** seyn mußte; er auch eben so immer in der Armee eins oder mehrere Regimenter haben mußte, an denen er seine böse Laune, und das nun ziemlich geläufige Schimpfen und Schelten üben konnte. Einige Jahre

lang

lang war dies, so wie ich eben gesagt habe, die Garde du Corps; alsdann wurden es einige ostpreußische Infanterieregimenter; nachher die schlesischen, und vorzüglich das Regiment von Dalwigk.

Hätte dieses nicht, die zuweilen nicht wieder zu ersetzende nachtheilige Folge gehabt, daß die Officiers zu sehr im Avancement dabei litten, so wäre es ohne alle Bedeutung gewesen. Denn auch mit dieser Laune war die Armee bekannt. Ein solches vom König übelbehandeltes Regiment, verlor dadurch nichts an der allgemeinen Achtung. Man lachte, und tröstete sich damit, daß nun vielleicht bald ein anderes an die Reihe kommen würde.

Fünfter Brief.

Der General der Kavallerie von Dalwig ist in dem neuern Theile der Geschichte des Königs ein zu merkwürdiger Mann, als daß ich Sie nicht näher mit demselben bekannt machen sollte. Es ist, man könnte fast sagen, weltkündig, wie sonderbar sich der König gegen diesen, gewiß, unter seine größten und besten gehörenden General, betragen hat. Bald war er sein Liebling; zuweilen sein Gesellschafter; sehr oft sein Rathgeber: bald schickte er ihn in Arrest; nahm ihm die Inspektion der schlesischen Kavallerie, und einige Jahre darauf gab er ihm auf eine rührende Art den schwarzen Adlerorden.

So oft er sein Regiment sahe, versicherte er; er erinnere sich noch immer mit Freude und Dankbarkeit dessen, was das Regiment bei Torgau gethan hätte; und diesem ohnerachtet behandelte er es auf die grausamste Art. Er schickte ihm z. B. als sie noch zwei Obersten hatten, einen Major zum Kommandeur. In zwölf oder dreizehn Jahren,

war das Regiment nicht vor Einschub sicher, wenn auch nur ein Cornet abging.

Ich habe mir dieses unbegreiflich scheinende Betragen des Königes immer so erklärt. Theils war der General selbst daran Schuld; theils kam es von den vielen Feinden, die er in der Armee hatte; deren mächtigster lange Zeit der Husarengeneral von Lossow war. Wenn ich sage, der General sey selbst Schuld gewesen, so meine ich keinesweges, er hätte jemals dem Könige im Dienst auch nur die entfernteste Ursache gegeben unzufrieden mit ihm zu seyn. Ich kenne den General Dalwig zu genau, und habe zu oft bei sehr kritischen Gelegenheiten unter seinen Befehlen gestanden, als daß ich diesen Gedanken haben; oder auch nur zugeben könnte, daß ihn je ein Anderer äußerte, ohne ihn gründlich und mit solchen Beispielen zu widerlegen, die sogleich das Gegentheil beweisen würden.

Der General Dalwig hatte aber einen andern Fehler, zu welchem der Grund in seinem Karakter lag; und damit reizte er den Unwillen des Königs bei jeder Gelegenheit, wiewol immer außer dem

Dienst.

Dienst. Dieser ganz vortrefliche, und gewiß die Achtung aller derer, die ihn genau kennen, verdienende Mann, gehört unter die Klasse von Männern, die die liebenswürdigsten, freundschaftlichsten, gefälligsten und herablassendsten Menschen sind, so lange sie mit Leuten zu thun haben, die weniger sind als sie; die aber mürrisch, eigensinnig und oft unausstehlich werden können, sobald nur ein einziger Mensch in der Gesellschaft ist, dessen Patent auch nur einen Tag älter ist, als das ihrige. Der Gedanke, noch Jemanden über sich zu sehen, ist solchen Menschen unerträglich und gleichsam zu ihrem Trost wollen sie dem Vornehmern nun durchaus zeigen, daß sie ihn doch weit übersehen, und beweisen, wie das Schicksal eine Art von Ungerechtigkeit begangen, daß es ihn über sie gesetzt hat. Gewiß wenig Menschen besitzen die Gabe, Jemanden, der einen Fehler macht, oder etwas schief beurtheilt, auf eine freundschaftlichere und nachsichtsvollere Art durchzuhelfen, oder wieder zu rechte zu weisen als dieser General; dahingegen kann er schlechterdings nicht den geringsten Irrthum, den einer seiner Vorgesetzten begeht, unbemerkt vorbeigehen lassen. Es ist ihm immer eine Art von Fest gewesen, recht deutlich zu

zei-

zeigen, daß ein solcher gefehlt hat, und dafür war vorzüglich der König am wenigsten sicher. Selten konnte dieser ein Manöver machen, woran er nicht oft ungefragt etwas getadelt hätte. Wenn der König von der gleichgültigsten Sache mit ihm sprach, und sagte das Ding ist schwarz, so erwiederte er gewiß: „Wo denken Sie hin, Ihr Majestät, es ist schneeweiß.“ So sagte z. B. der König einmal: „Ich weiß gar nicht wie das ist, man spricht immer so viel von den preußischen Pferden, und ich finde doch immer, daß sie den Engländern bei weitem nicht gleich kommen.“ „Das finden Sie wol, Ihr Majestät,“ antwortete Dalwig, „aber sie sind besser, als alle die Pferde, die wir aus England bekommen, das muß ich als ein alter Kavallerist besser verstehen.“ Der König ärgerte sich über diese unschickliche, und nicht einmal völlig gegründete Antwort, daß er feuerroth wurde und schwieg.

Eine eben so ganz sonderbare Antwort gab er einsmals dem Könige an der Tafel in Potsdam. Der König war außerordentlich guter Laune, und rief dem General Dalwig zu: „Apropos Dalwig ich weiß er ist ein Liebhaber und Kenner von

un-

ungarischem Wein, jetzt habe ich rechten guten, lasse er sich doch welchen geben.“ Man brachte dem General welchen; er trank, machte ein Gesicht, als wenn er Eßig hinunter schluckte, und sagte: Jhro Majestät, der ist nicht sonderlich. Der König zwang sich zum Lächlen, rief den Pagen, und sagte diesem was ins Ohr. Man brachte bald darauf dem König eine Bouteille. Er machte diese mit vieler Mühe selbst auf, schenkte ein Glas ein, gab es dem Pagen, und befahl ihn es dem General Dalwig zu bringen. „Nun, sagte er, der wird ihm doch wol schmecken, er ist aber auch verteufelt theuer.“ Dalwig kostete, kostete noch einmal und sagte endlich: „Ja der ist gut, aber ich habe ihn doch noch besser.“ Mit sichtbarem Verdruß antwortete der König: „Ja daran zweifle ich nicht, ich weiß wol, daß meine Generals besser essen und trinken als ich,“ und sprach von diesem Augenblick an kein Wort mehr.

Mich dünkt dies beweist hinreichend das, was ich so eben von dem Karakter des General Dalwigs gesagt habe, der ohne diesen Fehler gewiß ein Muster, eines vollkommenen Mannes wäre.

Dergleichen Neckereien, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; konnten natürlicherweise nichts anders bewirken, als den König gegen den General, mit dem er so gern immer gut Freund geblieben wäre, zu erbittern. Er suchte sich also nun bei jeder Gelegenheit, wo Dalwig nachgeben und schweigen mußte, an ihn zu rächen.

Wegschicken konnte und wollte er ihn nicht, weil er zu gut wußte, daß sein Verlust unersetzlich war: über dieses befürchtete er vollends, daß er, da er ihn als einen Ausländer nicht zwingen konnte, vielleicht gar in kaiserliche Dienste gehen möchte, wo er sehr viel Verbindungen hatte, die der König alle kannte. Daher kam es, daß er sich, wenn er den General einmal gleichsam auf das Aeußerste gebracht hatte, immer wieder auf eine, Dalwigen höchst rühmliche Art wieder mit ihm aussöhnte.

Daß dieser, als ein Mann von vieler Entschlossenheit, sich solche Dinge gefallen ließ, verschiedentlich den Abschied foderte, und doch blieb, war auch sehr begreiflich. Er wollte seinen Feinden, durchaus nicht die Freude gewähren, ihnen Platz zu machen;

chen; und überhaupt besinnt man sich doch wol zweimal, wenn man preußischer Generallieutenant ist, und noch dazu wie dieser Söhne und Schwiegersöhne in der Armee hat, ehe man so geradezu weggeht. Auf diese Art habe ich mir immer alle die Auftritte erklärt, die zwischen ihm und den König vorfielen, ob sie schon beiden eigentlich nicht glichen, und ich bin überzeugt, sie hätten, wenn der König noch zwanzig Jahre am Leben geblieben wäre, immer so fortgedauert.

Was für ein liebenswürdiger Chef der General Dalwig seyn muß, dafür kann man wol keinen sicherern Beweis anführen, als den: daß die Officiers seines Regiments, die um seinetwillen so grausam gedrückt wurden, welches er ihnen bei jeder Gelegenheit selbst sagte, ihn doch wie einen Vater liebten; und Einschub und alles Unangenehme mit Geduld ertrugen, und bei jeder Revüe, wo sie vorher wußten, daß sie würden gescholten, einer oder der andere in Arrest geschickt, mancher wol gar weggejagt werden; doch nur vor den Gedanken zitterten, daß sie ihren General verlieren könnten.

Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit noch ein Beispiel, als einen auffallenden Beweis des ungewöhnlichen Edelmuths, der die preußischen Officiere belebt, anzuführen. Der König machte den bei der Garde dû Corps stehenden Lieutenant von Arnim zum Major und setzte ihn zu dem Regiment von Dalwig. Sobald dieser die Ordre dazu erhielt, begab er sich zum König nach Potsdam und sagte ihm: Ihro Majestät sind so gnädig gewesen mich zum Major zu machen, dafür danke ich Ihnen unterthänigst, zu dem Dalwigschen Regiment aber kann ich ohnmöglich gehen. Warum soll ich Officiers, die so schon so vielen Einschub gelitten haben, auch noch Tort thun? Seyn Sie so gnädig und setzen Sie mich entweder zu einem andern Regiment oder geben Sie mir meinen Abschied." Der König fuhr ihn an: „Aber zum Teufel Herr ist es denn nicht genug, daß ich ihn vom Lieutenant zum Major machte, und daß ich so viel Zutrauen auf ihn habe, daß er das Dalwigsche Regiment nun in Ordnung bringen wird?" Arnim erwiederte; daß er von Lieutenant gleich Major würde, schiene nur etwas Außerordentliches zu seyn. Alle die, die mit ihm zusammen Lieutenants beim ersten Bataillon geworden

worden wären, wären nun schon lange Majors, das Regiment von Dalwig sey in so guter Ordnung, daß er eher dabei lernen, als selbigen was lehren könnte. Der König wurde äußerst zornig, und sagte ihm: „Herr schere er sich zum Regiment, wo ich ihn hingesetzt habe, oder der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren.“ Arnim ging darauf nach Ratibor, meldete sich beim General, erklärte ihm aber gleich dabei, daß er nicht in der Absicht käme, um das Unrecht, was sein Regiment leiden müßte, zu vermehren, sondern bloß um den Befehl des Königs zu erfüllen. Des andern Morgens auf der Parade that er den Officiers folgende Erklärung: „Fürchten sie nicht, meine Herrn, daß ich Ihnen Tort thun werde; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Dienst bei dem Regiment thun will. Ich weiß zu gut, wie hart es ist, wenn man vom König gedrückt wird. Sobald der General dem König meine Ankunft wird gemeldet haben, will ich gleich um meinen Abschied schreiben.“ Er erfüllte, dieses sein gethanes Versprechen aufs pünktlichste, und schrieb dem König: er werde nimmermehr in einem Regimente dienen, gegen welches Ihro Majestät so ungerecht handelten, er hätte ihm mit

Eifer und Freude als Lieutenant dienen wollen, aber um ein Regiment, das die Ungnade Sr. Majestät nicht im geringsten verdiene, als Strafe sich eingeschoben zu sehen, sey ganz gegen seine Denkungsart. Ihro Majestät möchten nunmehro mit ihm machen, was Sie gnädigst geruhen würden, in diesem Regiment bliebe er nicht. Nach noch verschiedenen Hin- und Herschreiben erhielt er endlich seine Entlassung auf die gewöhnliche Art.

Welcher Dienst in der Welt liefert wohl ein ähnliches Beispiel, daß ein Officier sein ganzes Glück aufopfert, ehe er sich entschließen kann einem andern Regimente Tort zu thun?

Ich sagte Ihnen vorher, daß der, als Generallieutenant und Chef der schwarzen Husaren verstorbene Lossow, einer der hauptsächlichsten Feinde des General Dalwigs gewesen sey. Vielleicht hatten einige mir unbekannte Auftritte schon in frühern Jahren den Grund zu diesem Zwist gelegt, und dies war sehr leicht, denn ein paar mehr entgegengesetzte Karaktere, als dieser beiden Männer ihre, konnte es nicht leicht geben. Lossow war das, was man einen

nen Windbeutel zu nennen pflegt, im allerhöchsten Grade; noch als alter General war er im Stande, Dinge zu erzählen, die man kaum von einem Kornet erwartet hätte, dem man es allenfalls wol noch einmal zu gute hält, wenn er Heldenthaten, die er noch auszuführen willens ist, für schon gethan ausgiebt. Dalwig hingegen ist ein Mann, von dem jedes Wort so viel gelten kann, als ein Zeugeneid. Lossow war über alle Begriffe eigennützig, Dalwig oft bis zur Verschwendung freigebig: und man vermuthete allgemein, daß dieser jenen, zu der Zeit, als sie beide in Polen zu Formirung des sogenannten Pestkordons kommandirt waren, verschiedentlich über sein eigennütziges Betragen getadelt, oder vielleicht gar bei dem König verklagt habe. Lossow hatte zu der Zeit den, einem sogenannten Freibeuter eigenen Grundsatz angenommen, der in der Sprache dieser Leute so lautet: Man muß in Feindes Land nichts liegen lassen, als Mühlsteine und glühendes Eisen; und er befolgte ihn eben sowohl, als sein damaliger Anführer der Generallieutenant von Stutterheim, auf das genaueste. Getreide, Holz, Pferde, Hausgeräthe, Menschen; kurz alles war für diese beide gute Prise. Dalwig hingegen schlug

alle die ihm angebotenen Douceurs großmüthig aus; und verbot sogar, um allen Mißbrauch zu verhüten, seinen Officiers während dieser Zeit allen Pferdehandel.

Hierzu kam noch, daß einige Jahre nach einander der König die schlesische Kavallerie der preußischen immer zum Muster vorstellte, und Staabsofficiere dahinschickte, damit sie, wie er sagte, dort sollten reiten lernen. Diesen allerdings sehr beleidigenden Befehl des Königs ertrugen alle Chefs der preußischen Kavallerieregimenter mit Geduld; nur der aufgeblasene Lossow nicht. Als er gar nichts mehr zu Herabsetzung der schlesischen Kavallerie zu lügen wußte, so versicherte er endlich dem König: Er solle nur einmal eine Eskadron Bosniaken mit nach Schlesien nehmen, die würde gleich die ganze dortige Kavallerie in Unordnung bringen. Der König, der gleichsam immer um eine Gelegenheit den General Dalwig zu näcken verlegen war, ergriff diese recht freudig mit beiden Händen. Er beorderte ein Kommando Bosniaken, und nahm es mit nach Schlesien, und es erfolgte die bekannte Geschichte, daß der General Dalwig einen ungezoge-

zogenen Windbeutel von Bosniaken, der auf eine unvernünftige Art in eine Wernersche Eskadron hineinjagen wollte, vor den Augen des Königs bleßirte, und das Pferd fast tod hieb. Dies war die Veranlassung, daß der General Dalwig in Arrest kam und die Inspektion verlor.

Die Bosniaken durften sich während dieser ganzen schlesischen Revüe nicht mehr sehen lassen, weil die Husaren ganz laut versicherten; sie würden dem ersten, der sich wieder bei einem Manöver als Feind sehen ließe, tod hauen, und dies wäre auch ganz zuverläßig erfolgt: denn die ganze schlesische Kavallerie war über das Unangenehme, was der General Dalwig dadurch erleben mußte, äußerst aufgebracht.

Der König kam ganz mißvergnügt von dieser Revüe wieder zurück, und schrieb in der allerübelsten Laune an Lossow: Seine Bosniaken könnten nichts, sie hätten sich gar nicht vor den Husaren dürfen sehen lassen. Lossow nahm diesen diesmal freilich ungerechten Vorwurf ganz ruhig so hin, denn seine Hauptabsicht, dem General Dalwig geschadet zu haben, war doch glücklich erreicht, und über-

haupt konnte er, wie ich noch des mehrern beweisen werde, ziemlich viel vertragen.

Es hat vielleicht kein Regimentschef den König um so viel gute und tüchtige Officiers gebracht als Lossow. Er war im höchsten Grad partheiisch, und es kostete seinem bösen Herzen nichts, einen Officier, der das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, auf die niedrigste Art beim König zu verläumden. Die zwei unter seiner Ordre seufzenden Regimenter haben in dem Zeitraum von 63 bis 78 gewiß etliche und funfzig Officiere Abgang gehabt, die theils über sein Betragen mißvergnügt den Dienst verließen; oder ihn auf sein Anstiften verlassen mußten. Eine seiner Hauptbeschäftigung war, durch die allerniedrigsten Klatschereien, Zank unter den Officiers zu stiften: Wenn er sie durch nichts mehr aneinander hetzen konnte, so ließ er ihnen anonime Briefe schreiben, in welchen ihnen erzählt wurde, was dieser oder jener Kamarad von ihnen gesprochen hätte. Daher kamen die beständigen Händel, die in diesen Regimentern vorfielen. Eines der letzten Schlachtopfer der Lossowschen niedrigen Denkungsart, war der brave Rittmeister **Schladen**, des damaligen Owstinschen

Hu=

Husarenregiments, welcher in einem Duell, das der General ebenfalls angestiftet hatte, todtgeschossen wurde.

Daß sein Regiment immer brav gethan hat, darüber war und mußte in der ganzen Armee nur eine Stimme seyn. Der Grund zu diesem seinen gerechten Ruhme, war aber lange zuvor, ehe es Lossow bekam, schon gelegt. Selbst die Hessen, mit welchen ein Bataillon dieses Regiments bei der Armee diente, rühmen die Tapferkeit desselben, und nennen die Namen **Bülow**, **Patschkow**, **Usedom** und **Peist** noch mit Achtung; und wahrhaftig es gehört nicht wenig dazu, von Hessen, denen die Tapferkeit so natürlich ist, daß sie Soldat und brav seyn, für zwei gleichbedeutende Dinge halten, als ausgezeichnet brav bemerkt zu werden. Es war also wohl sehr leicht, daß ein Chef mit einem solchen Regimente, bei welchem ein Corps Officier stand, von dem ich nur in der Geschwindigkeit einen **Hallecius**, **Dreßler**, **Salzwedel** und **Malachowsky**, hinzufügen will; überall, wo er es hinführte, Ehre einlegen mußte. Auch bin ich weit entfernt die persönliche Tapferkeit dieses Generals

rals in Zweifel zu ziehen, obwohl verschiedentlich einige kleine Ausnahmen in der Armee davon erzählt wurden.

Daß das Regiment nach dem Kriege ausgezeichnet schöner, als alle übrige Husarenregimenter, das Ziethensche selbst nicht ausgenommen, war, ist ausgemacht; aber auch dieses läßt sich sehr leicht erklären. Erstlich trug die schöne Uniform gewiß nicht wenig dazu bei, das Regiment glänzend, und in die Augen fallend zu machen. Das Corps Officiers bestand aus lauter schönen und mehrentheils reichen Leuten, die vortreflich beritten und im Dienst unermüdet waren. Zweitens hatte Lossow viele Jahre lang die Inspektion über die Remonte, und das Sprüchwort: Wer das Kreutz hat, der segnet sich, kam auch hier in Erfüllung. So sehr die übrigen Chefs darüber klagten, und so oft auch der König darüber schalt, so bekamen doch die andern Regimenter nur immer das von der Remonte, was Lossow ihnen ließ. Eben so ging es mit der Werbung. Der Lithauer ist fast ein geborner Kavallerist und auch da machte Lossow eigenmächtige Ausnahmen von der Regel; nach welcher die Husaren

eigent-

eigentlich nur höchstens sechszöllige Einländer einrangiren sollten. Er hatte bei seiner Leibschwadron zwölfzöllige Leute, und zehnzöllige in Menge. Der König bezeigte ihm bei denen Revüen verschiedentlich sein Mißfallen darüber, und drohete, ihm die Leute wegzunehmen. Er wußte sich aber immer davor zu schützen, indem er den König mehrentheils die schönsten Leute, und gemeiniglich einige mehr als die andern Regimenter zu den sogenannten Unrangirten abgab.

Bis zu dem im Jahr 78 ausgebrochenen Kriege, erhielt sich Lossow immer, durch allerhand dergleichen Kunstgriffe, in der Gnade des Königes. Da kam aber endlich der Zeitpunkt, in welchem dieser stolze und aufgeblasene Mann gedemüthiget werden sollte. Bis dahin hatte er sich immer anfänglich durch Krusemarken, und durch den letztern als Generaladjutant folgenden General Anhalt; bald vermittelst Geschenke; bald vermöge Kundschafterei aus der Armee alle Verdrüßlichkeiten von sich abgewendet. Jetzt auf einmal hörte dieses alles auf; nun mußte gehandelt und nicht gesprochen werden; und da gab Lossow bei jeder Gelegenheit Blößen.

Gleich

Gleich das erste Stück, was er kurz nach Eröffnung der Campagne machte, war folgendes: Ohngefähr zwei Tage, nachdem der König das Lager bei Wellsdorf bezogen hatte, meldete er ihm, um sich als einen rechten thätigen Partheigänger zu zeigen, daß er einen österreichischen Vorposten entdeckt habe, den er aufheben wollte, wenn ihm der König erlaubte, selbigen mit fünf hundert Husaren und einem Bataillon Infanterie, zur Unterstützung, anzugreifen. Der König bewilligte dieses. Das damalige zweite Bataillon von Krockow wurde, unter Anführung des Obersten, Grafen von Schwerin, beordert, mit zwei zwölfpfündigen Kanonen, unter der Anführung des General Lossow, diesen Streich auszuführen. Er wurde noch in dieser Nacht unternommen, und es zeigte sich, daß der scharfsehende Lossow alles sehr richtig beurtheilt hatte; den einzigen kleinen Umstand ausgenommen, daß dieser Vorposten auf der andern Seite der Elbe stand, welche gerade in dieser Gegend sehr breit und tief ist. Er führte die Husaren und das Bataillon dichte an das Ufer der Elbe, und ließ, um sich doch nicht ganz umsonst eine schlaflose Nacht gemacht zu haben, einigemal mit den Kanonen und mit kleinem Gewehr feuern. Die Husaren sollten nun,

nachdem die Kroaten von dem Wachtfeuer, in welches einige Kanonenkugeln fielen, wegliefen, durch die Elbe schwimmen; welches aber auch unterblieb, da sich niemand fand, der recht viel Lust bezeigte, zu ersaufen, um, wenn es recht gut ginge, vielleicht ein Paar Kroaten zu fangen. Der ganze Nutzen, den diese Expedition hatte, war der: daß der rechte Flügel der Armee, der durch ein Defilee von dem linken, vor welchem dieser verunglückte Angriff gemacht wurde, getrennt war, einige Stunden unter dem Gewehr stehen mußte, und bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl Deserteurs hatte.

Der König war äußerst verdrießlich darüber, daß er es vergessen hatte, (was ihm in dieser Campagne leider! sehr oft widerfuhr) bei der Armee zu bestellen, sie sollte sich, wenn man in der Nacht etwa schießen hörte, nicht allarmiren lassen; und ritt mit dem allerersten Anbruch des Tages aus. Zu Lossows noch größerm Unglücke war der erste Mensch, der ihm begegnete, der Eigenthümer der Mühle, bei welcher jener diese Nacht beschossene Kroatenposten stand. --- Der König fragte ihn: „Wer seyd ihr?" und der Mann antwortete ihm: er sey der Besitzer der Mühle,

auf

auf welche man diese Nacht geschossen hätte; er hätte nun weglaufen müssen, weil die Kroaten, die ihn für einen preußischen Spion hielten, gedroht hätten, ihn aufzuhängen. „Sind denn ein Paar Kanaillen „todt geschossen worden?“ fragte ihn der König weiter. „Behüte Gott!“ antwortete der Müller; „sie „liefen gleich nach dem ersten Kanonenschuß hinter meine Mühle.“

Fast in demselben Augenblicke kam der General Lossow geritten; und ehe er noch ein Wort sprechen konnte, fuhr ihn der König an: „Aber Herr, schäme „er sich was! so ein alter Mann, wie er ist, noch „so dumme Windbeutelstreiche zu machen. Wenn er „mir noch einmal einen solchen Streich spielt, so soll „ihm der Teufel den Hals zerbrechen.“ Lossow wollte noch etwas sagen, und vermuthlich jemanden die mißlungene Expedition schuld geben; der König aber fuhr ihn in dem größten Zorn nochmals an: „Herr! halt ers Maul, und schere er sich fort!“

Nun war sein Kredit schon sehr tief gefallen. Er suchte indessen selbigen noch immer dadurch zu erhalten, daß er dem Könige versicherte, wenn er nur erst ein-

einmal mit seinen zwanzig Schwadronen an den Feind kommen könnte, so wollte er wenigstens die halbe kaiserliche Kavallerie damit werfen. Der König antwortete ihm denn immer: „Mein lieber Lossow, das „Sprechen thuts nicht; das nennen die Berliner: „Schnippchen in die Tasche schlagen; ich muß es „erst sehen.“

Bei verschiedenen Gelegenheiten thaten besonders die Bosniaken außerordentlich brav; indessen freilich, die Wunderdinge, die ihr Chef von ihnen verkündigt hatte, waren es nicht. Und wem ist es nicht bekannt, daß der allervollkommensten Sache nichts nachtheiliger ist, als wenn man gar zu viel Aufhebens vorher davon hat machen hören?

Die Lanze ist in der Hand eines geschickten Führers gewiß ein fürchterliches Gewehr. Wo sie den Feind trift, ist der Stoß gemeiniglich tödtlich, und wenigstens immer hinreichend, den Gegner gleich wehrlos zu machen. Sie verhindert, wenn sie sehr geschickt geführt wird, (welches aber allerdings äußerst schwer ist) das Herannahen desselben; beim Angriff aber muß sie doch immer dem Säbel nachstehen. Die kaiserlichen Husaren, besonders das vortrefliche

Regiment von Wurmser, merkten sehr bald den Bosniaken ihre Künste ab. Diese bestehen darinnen, daß sie mit fürchterlichem Geschrei und mit völlig losgelassenem Zügel (denn, soll der Stoß recht gut angebracht werden, so muß man die Lanze mit beiden Händen führen) auf den Feind losjagen und die Pferde durch das Flattern des an der Lanze befindlichen Fähngens scheu zu machen und dadurch zum Steigen oder gar zum Umkehren zu bringen suchen. Hat nun aber der feindliche Reuter es erst dahin gebracht, daß sein Pferd nicht mehr vor der Lanze scheut, und führt er es beständig mit sicherer Hand, um es gleich auf die Seite werfen zu können, so ist der Bosniake, der ihm dieses nicht nachthun kann, da er wenigstens minutenlang ohne Zügel reiten muß, gewiß verloren. Sie zogen also bei verschiedenen kleinen Gelegenheiten immer den Kürzern; und der König fragte Lossowen alle Tage: „Nun, wenn machen denn seine Bosniaken einmal die famöse türkische Attaque, wovon er mir immer soviel erzählt hat?" Dieser, dem es nie an Entschuldigungen fehlte, fand auch hierzu deren beständig. Bald hatte es das Terrain noch nicht erlaubt; bald waren die Schwadronen noch nicht zusammen gewesen; bald fehlte dies, bald jenes.

Endlich machten vier geschlossene Schwadronen bei Trautenau ihr Probestück; sie griffen nämlich ein ohngefähr eben so starkes, aus Wurmserschen und Esterhasischen Husaren bestehendes Kommando an. Die Bosniaken attakkirten in einem Keile mit einer unglaublichen Furie. Die Ungarn aber waren so klug, daß sie gleich aus einander sprengten, die Bosniaken fortjagen ließen und ihnen in Rücken kamen; welches allerdings die zur Unterstützung der Bosniaken kommandirten zwei Schwadronen des Kürassirregiments von Podewills hätten verhindern sollen. Darauf warfen die Oesterreicher die Bosniaken die Anhöhe vollends herunter und hieben sie fürchterlich zusammen. Die vier Schwadronen wurden fast gänzlich ruinirt. Lossow ward vom König entsetzlich gescholten, und das Regiment von Podewills auch nicht sehr glimpflich behandelt. Als der König des andern Tages die Parole ausgab, sagte er: „Mein guter Lossow, ich sehe wohl, seine Bosniaken können auf türkisch und auf deutsch nichts;" und von dem Augenblick an wurde das Regiment getheilt und zu verschiedenen Korps detachirt, in welcher mißlichen Lage es auch blieb, bis es im Herbste mit dem Korps des jeztregierenden Herzogs von Braunschweig nach Ober-Schlesien marschirte.

Ich müßte entweder das Bosniakenkorps weniger kennen, oder eine unverschämte Lüge behaupten, wenn ich sagen wollte, daß es an der Bravour oder Dienstkenntniß der Officiers oder der Leute gelegen hätte, wenn es in dieser Campagne verschiedne Unfälle erfahren mußte. Ich bin überzeugt, daß die Schuld lediglich an ihrem Chef lag, der sie würklich nicht zu brauchen verstand, und noch überdem ihren vortreflichen, und besonders den Lanzendienst so gründlich verstehenden Kommandeur, den braven Obersten Hallecius, nicht leiden konnte, und nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, auch diesen verdienstvollen Mann beim Könige verläumden und vor der ganzen Armee entehren zu können. Hallecius hatte dem König als ein ehrlicher Mann verschiedentlich gesagt, was das Korps eigentlich leisten könne; daß man es nämlich mehr zum Nachsetzen des flüchtigen Feindes, zum Harzelliren einer Kolonne schwerer Kavallerie und zur Attake auf Infanterie brauchen müsse, als zum Angriff einer so flüchtigen und so sehr gewandten Kavallerie, wie die österreichischen Husaren wären. Noch in dem letzten Nachtquartier, welches die Lossowischen Regimenter vor ihrem Einmarsch in Böhmen in dem Städtchen Rheinerz hatten, bat er den König, das

dem Feinde nicht eher zu zeigen, als bis sich eine solche Gelegenheit eräugnen würde, bei der es seine eigentliche Bestimmung erfüllen könnte; und setzte den sehr vernünftigen Grund dazu, daß, wenn der Feind sie erst gewohnt wäre, oder vielleicht gar hier und da einige kleine Vortheile über sie erhalten hätte, sie alsdann das, was Ihro Majestät mit Recht von ihnen erwarten könnten, nie zu leisten im Stande seyn würden. Der König war einige Augenblicke unentschlossen, ob er nicht diesen so vernünftigen Rath befolgen sollte; Lossow aber war niedrig und unvernünftig genug, dem Könige zu verstehen zu geben, daß der Oberste vielleicht nicht Lust hätte, den Feind so bald in der Nähe kennen zu lernen. Diese irrige Meinung benahm der Oberste aber dem Herrn General in einer Unterredung in Gegenwart des ganzen Korps Offiziers, in welcher er, um sich recht verständlich zu machen, so verschiedenes von schlechten Kerl mit einfließen ließ.

Der Erfolg bewies, wie weise der Rath des Obersten Hallecius gewesen war. So oft, nach der unglücklichen Affaire von Trautenau, Lossow noch immer von dem sprach; was die Bosniaken thun könnten

ten und würden, antwortete ihm der König immer: „O Herr! schweig er doch stille; ich sehe wohl, daß Hallecius das Ding besser verstand, wie er und ich; aber er will alles besser wissen, und glaubt, er könne mit seinen Schwadroniren alles zwingen. Freilich, wenn ihn die verfluchten Kerls von Wurmser nur einmal könnten sprechen hören; sie ritten gleich zum Teufel, sobald sie ihn nur sähen."

Dies war nun freilich mehr, als Lossow zu ertragen vermochte. Er sann, wie alle niedrig zu handeln gewohnte Menschen, nicht auf Mittel, seine begangene Fehler durch klügere Aufführung zu verbessern, sondern auf Rache, und wählte dazu die unvernünftigsten und schändlichsten Mittel.

Er suchte von nun an bei jeder Gelegenheit über die Officiers seines eigenen Regiments gegen den König zu klagen. Er beschwerte sich oft mit krokodillartigen Thränen, daß sie ihn bei allen Gelegenheiten durchfallen ließen; worauf ihm der König verschiedentlich antwortete: „Ach Herr! er spricht wie ein altes Weib." Da dies nichts helfen wollte, so suchte er, so viel wie möglich, die andern Regimenter beim Kö-

nige zu verkleinern, welches ihm, besonders in Ansehung des Regiments von Zieten, doch gelang; so, daß er den König dergestalt gegen dieses vortrefliche Regiment einnahm, daß er es auf die grausamste Art behandelte; worüber sich, wie bekannt, der würdige Major von Probst am Ende todtschoß.

Derjenige, an welchem sich Lossow am liebsten zu rächen wünschte, blieb indessen immer der Oberste Hallecius. Diesen wollte er durchaus losseyn; und das war ihm freilich nicht zu verdenken, da er sich noch immer von Rheinerz her erinnerte, daß man mit ihm nicht so recht gut fertig werden könne. Hallecius wurde für Verdruß und Aergerniß krank, und mußte einige Zeitlang das Regiment verlassen. Dieses hielt Lossow für den günstigsten Augenblick; er schrieb also an den König: Der Oberste Hallecius habe ihm gemeldet, daß er völlig invalid geworden, und um seine Erlassung bitte. Der König, der nun Lossowen hinlänglich kannte und ihm kein Wort mehr glaubte, antwortete ihm nicht; sondern schrieb an Halleciusen einen ausserordentlich gnädigen Brief, in welchem er ihm sagte: er könne sich unmöglich entschließen, einen so verdienstvollen und brauchbaren

Officier zu entlassen; er möchte nur für seine Gesundheit sorgen, und so lange vom Regiment entfernt bleiben, als er es für nöthig hielt; er könne sich nicht vorstellen, daß er wirklich völlig invalid sey. Hallecius antwortete ihm wieder: er danke Se. Majestät für die gnädige Theilnahme an seiner Gesundheit; er hoffe in kurzem seinen Dienst wieder thun zu können; um seine Entlassung zu bitten sey ihm nicht eingefallen. Man kann leicht glauben, daß der König über diesen Vorfall äußerst aufgebracht war; er schickte Halleciussens Brief Lossowen zu, und schrieb ihm dabei: bei dem geringsten falschen Rapport, den er ihm jemals wieder machen würde, wolle er Kriegsrecht über ihn halten, und ihn kassiren lassen. Hallecius machte diese Geschichte in dem Regiment bekannt; sie verbreitete sich bald durch die ganze Armee, und allgemeine Verachtung war, wie billig, das, was Lossow dadurch erlangte.

Nun fing ihn an sein eigenes Regiment, und besonders die Bosniaken, die Halleciusen wie er es verdiente schätzten, aufs bitterste zu hassen. In was für einem Ansehen er in der letzten Zeit dieser

Kampagne bei seinem eigenen Regiment stand, davon mag folgendes zum Beispiel dienen.

Die Bosniaken führten in den Wintermonaten bei Jägerndorf mit den schwarzen Husaren zusammen, und unter Anführung der Majors von Saltzwedel und von Hülsen einen sehr guten Streich aus. Der regierende Herzog von Braunschweig, der unter der Menge, ihm so ganz eigenen vortreflichen Eigenschaften auch diese besitzt, daß er so gern Verdienste belohnt; der es sich auch damals besonders angelegen seyn ließ, die Armee, wo er nur konnte, gegen die üble Laune des Königs zu vertheidigen, und wenn Jemand viel davon ausstehen mußte, ihm wieder die Gnade des Königs zu verschaffen: Dieser Fürst, sage ich, ergriff also auch freudig die Gelegenheit, dem König die Lossowschen Regimenter auf das beste zu empfehlen. Dies fruchtete so viel, daß der König ihm einige Ordens pour le mérite schickte, welche an die Officiers gegeben werden sollten, die sich bei dieser Gelegenheit besonders ausgezeichnet hatten. Der Herzog konnte sich als ein, über die Ehre eines Officiers so fein zu denken gewohnter Fürst nicht entschließen, dem General

Lossow in ein so nachtheiliges Licht zu setzen, als könnte man ihm die Vertheilung dieser Ordens nicht anvertrauen, und gab ihm selbige also mit der Erklärung. „Der Herr General würden am besten wissen, wem diese Ehrenzeichen gebührten; ihm würde die Wahl zu schwer fallen, da er überzeugt wäre, daß alle dabei gegenwärtig gewesene Officiers welche verdient hätten." Diese Worte, aus dem Munde eines Herrn, wie dieser ist, galten denen Officiers billig weit mehr, als die Ordens, die Lossow nach eigener Willkühr an seine Lieblinge vertheilte. Es bekam einen unter andern ein Bosniakenofficier, den ich nicht nennen will; der aber einen jeden, wenn er die Verbindung weiß, in welcher er mit dem General stand, gleich einfallen wird; und der gewiß nicht mehr zu dem kleinen Siege beigetragen hatte als ich, der ich auch der Affaire von weitem zusahe. Lossow vergaß sich so, daß er dem jetzigen Major, damaligen Rittmeister Kall, der nebst dem Major Salzwedel eigentlich den Streich ausführte, Entschuldigungen machte, daß er ihm diesmal den Orden nicht gegeben hätte; ihm aber mit der lächerlichsten Miene von Protektion, die er so gerne annahm, versicherte: er wolle dafür sor-

gen, daß er ihm bei der ersten sich ereignenden Gelegenheit gewiß erhalten sollte. Kall lächelte und sagte: „Für das, was ich bei Jägerndorf gethan habe, bin ich durch das, was mir Ihro Durchlaucht der Erbprinz von Braunschweig gesagt haben, mehr als überflüßig belohnt. Uebrigens General versichere ich Ihnen auf meine Ehre, daß ich den Orden pour le mérite lieber Zeitlebens entbehren, als ihn durch Ihre Empfehlung erhalten will. Daß ich selbigen so gut und vielleicht eher, als alle die, denen Sie ihn gegeben haben, verdient hätte, weiß das ganze Regiment; warum Sie mir ihn nicht gegeben haben, das wissen Sie und ich recht gut."

Ich kann mein Capitel vom General Lossow nicht schließen, ohne Ihnen noch zu erzählen, wie sonderbar, und schrecklich bitter sich der General Dalwig auch während dieses Kriegs an ihn rächte.

Ich habe Ihnen schon gesagt: daß sich Lossow während der Zeit, da er in Polen, kurz vor der bekannten Theilung, komandirt stand, allerhand Dinge herausnahm. Unter andern hatte er einem polnischen Obersten alle seine Leute weggenommen, und

wie das damals gewöhnlich war, als freiwillig angeworbene Rekruten dem König verkauft. Dieser Mann klagte darüber bei dem König, welcher ihm antwortete: er könne sich darauf nicht einlassen; es sey dieses eine Privatsache zwischen ihm und dem General Lossow. Der Oberste schrieb nun verschiedentlich an Lossown. Dieser antwortete ihm bald gar nicht, bald sehr unhöflich. Endlich wurde der Pole des Dinges müde, und schrieb an Lossown: da sein König die Sache selbst für eine Privatsache erklärt habe, so wolle er sie nun auch so ausmachen; er bäte also den Herrn General sich zu einer von ihm selbst zu bestimmenden Zeit auf der Grenze einzufinden, und sich mit ihm auf Pistolen zu schlagen. Lossow mochte hierzu entweder keine Zeit oder keine Lust haben, und antwortete also dem Obersten wieder, er dürfe sich, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, nicht schlagen. Der Pole schrieb ihm wieder: da er ihm ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Königs beleidigt hätte, so müßte er ihm nun auch, ohne diese, Genugthuung geben, und er würde, wenn ihm der Herr von Lossow nicht zu der und der Zeit an dem bestimmten Orte, Satisfaktion gäbe, den ganzen Vorfall in

alle

alle Zeitungen setzen lassen. Lossow sahe nun wol, daß mit dem Manne nicht mehr so gut fertig zu werden war, als damals, da er mit tausend Pferden auf seinen Gütern stand; er versuchte also das letzte Mittel, und schrieb an den König: er sey von einem polnischen Obersten auf Pistolen gefordert worden; ob nun Ihro Majestät befählen, daß er sich schießen sollte. Der König antwortete ihm: er werde, als ein alter Officier wol wissen, was er bei dieser Gelegenheit zu thun hätte, er verbäte sich alle Anfragen von der Art. Lossow reisete nun würklich ab, wußte es aber doch sehr geschickt so einzurichten, daß das Duell unterblieb. Man war freilich in der Armee eben nicht sonderlich mit diesem Benehmen des Generals zufrieden; indessen alles schien die Sache vergessen zu haben. Nur dem General Dalwig war sie, wie man hören wird, im Andenken geblieben. Es traf sich von ohngefähr, daß diese beiden Generals beim König aßen. Die Unterredung fiel auf die Polen: Jeder lobte oder tadelte sie nach Gutbefinden. Auf einmal nahm der König das Wort, und wollte, wie er das so gerne zu thun pflegte, nun sogleich die Sache durch einen Machtspruch entscheiden, indem er sagte:

„Ach

„Ach die Polen haben alle kein Herz.“ General Dalwig antwortete ihm gleich: „Glauben Sie das ja nicht Ihro Majestät; fragen Sie einmal dem General Lossow, der weiß es besser.“ Vermuthlich mochte dem König die Geschichte mit dem Obersten gleich wieder einfallen; denn er lachte, und sahe Lossown, der blutfeuerroth ward, mit unverwandten Augen an. Kein Mensch sprach ein Wort weiter, und es entstand eine für Lossown höchst unangenehme Stille.

Die etlichen Jahre, die Lossow nach der Campagne noch lebte, brachte er ganz unbemerkt zu. Er wurde zwar nach seiner Anciennität Generallieutenant, aber er erlangte nie wieder das Zutrauen des Königs, noch die Achtung der Armee.

Sechster Brief.

Ich will mich nun von dem mit etwas unangenehmen, aber leider wahren Farben geschilderten Husarengeneral von Lossow zu einem andern Mann wenden, der sich aus dem Stande eines herumirrenden und oft mit dem Mangel kämpfenden Partheigängers, ohne alle weitere Empfehlung, bloß durch persönliches Verdienst, unerschrockenen Muth, und sich immer gleichbleibende Rechtschaffenheit zu der Würde eines Generals der Kavallerie erhob; der sich bis an den letzten Tag seines sehr langen ruhmvollen Lebens, beständig die kindliche Liebe seiner Untergebenen, die allgemeine Ehrfurcht der Armee, und die ausgezeichneteste Achtung seines Königes zu erhalten wußte. Wem sollte hier nicht schon einfallen, daß ich den Sieger von Torgau, den ehrwürdigen Zieten meine?

Die Jugendgeschichte dieses merkwürdigen Mannes ist bekannt genug, ich will also nur einen einzigen Zug aus selbiger anführen, der seinen Karakter in ein helleres Licht setzen kann. Zieten glaubte bemerkt

merkt zu haben, daß in dem Feldzuge von 40, einer seiner Kamaraden, ein gewisser von Wurmb, nicht so brav gethan hätte, als er meinte, daß es hätte geschehen können und müssen. Er machte ihm dieserhalb bei jeder Gelegenheit Vorwürfe. Wurmb schlug sich einigemal mit ihm, und ward fast immer bleßirt, welches Zieten als einen Beweis annahm, daß er nicht Herz genug hatte. Er sagte ihm oft: „Du siehest, daß ich dir auf dem Säbel weit überlegen bin, thue mir doch nur den einzigen Gefallen, und schieß dich einmal mit mir;“ dazu war aber Wurmb war nicht zu bewegen. Bei einer Gelegenheit, wo diese zwei unversöhnlichen Feinde zusammen aßen, bekamen sie gleich wieder Streit. Wurmb griff Zieten mit Muth und Geschicklichkeit an, und schlug ihn mit dem dritten oder vierten Hiebe den Säbel aus der Hand. Nun ward Zieten wie wütend, ließ sich nicht die Zeit den Säbel wieder aufzuheben, sondern lief auf ihn zu und stieß ihn mit Händen und Füßen. Endlich fielen sie beide und Zieten bekam einige derbe Hiebe. Als sie sich beide nicht mehr rühren konnten, sagte Zieten endlich: „Heute hast du dich einmal bezeigt wie ein braver Kerl; im Grunde aber ist doch nichts an dir. Du

magst

magst ein ganz guter Mensch seyn, aber zum Husaren schickst du dich nicht." Der König, der Zieten damals nur als einen rohen und wilden jungen Menschen kannte, verwies ihm das ewige Händelmachen etwas sehr hart. In kurzem aber bewies das allgemeine Zeugniß der Officiers, daß Zietens Meinung von Wurmben gegründet war. Der König sahe es selbst ein, setzte ihn zu einem Garnisonregiment und machte Zieten zum Kommandeur des damaligen Husarenbataillons. Als ihn der König dieses Avancement ankündigte, sagte er ihm dabei: „Nun Zieten, ich hoffe er wird sich die tollen Hörner abgelaufen haben; sonst werden wir nicht lange Freunde bleiben." „Ich hoffe es auch," erwiederte Zieten, „aber wen ich einmal für einen schlechten Kerl halte, den kann ich doch unmöglich lieb haben." Der König lachte, und sagte: „Das verlange ich auch nicht, aber lasse er mir nur sein ewiges Herumbalgen." Nun Ihro Majestät wir wollen sehen, wie es kommt:" antwortete Zieten, in einen lachenden Tone.

Bei jeder Gelegenheit, wo sich Zieten anfänglich nur vor seinem Regimente, und zuletzt mit ganzem

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zem Corps zeigte, wuchs sein Ruhm und das Vertrauen, das der König auf ihn setzte. Er war einer von den Männern, deren die erste Hälfte unseres Jahrhunderts so viele hervorbrachte. Ihre Erziehung, das merkte man ihnen gleich an, war so beschaffen gewesen, daß ihren Namen leserlich zu schreiben, und mit vieler Mühe das Dienstreglement und die Bibel mehr zu buchstabiren als zu lesen, die einzigen Wissenschaften waren, die sie hatten erlangen können. Es war also natürlich, daß Zieten nie ein so feiner Staatsmann ward, als es der Feldmarschall Schwerin war; eben so wenig war er ein so starker Taktiker wie die Generals von Seidlitz oder Saldern; noch viel weniger ein so feiner Hofmann als der Generallieutenant Graf von Finkenstein, und überhaupt kein so eleganter Mann, (ich kann diesen französischen Ausdruck durch kein eben so viel sagendes deutsches Wort übersetzen) wie es so manche jetzt lebende preußische Generals sind. Ich glaube selbst, das so bekannte Vademekum-Geschichtchen mit der Generalkarte hätte ihm widerfahren können. Ein außerordentlich scharfer natürlicher Verstand, der durch keine Hofkabale oder andre Intrigen irre gemacht wurde; ein durch Erfahrung

rung

rung nach und nach erlangtes scharfes und geschwindes militärisches coup d'oeil; eine beständige gesunde Beurtheilungskraft; eine grenzenlose Tapferkeit; eine auf Grundsätze fest stehende Ehrlichkeit, die ihm nie erlaubte irgend eine Art von Nebenweg zu gehen; die Gabe, sich die Liebe und das Zutrauen seiner Untergebenen zu erwerben, kaltes Blut, das durch nichts als durch den Anblick eines Unglücklichen erschüttert werden konnte: Dies waren die Mittel, durch welche er auf die hohe Stuffe jenes Ruhms stieg, auf welcher er sich beinahe ein halbes Jahrhundert durch erhielt. Er hatte vielleicht nicht einen einzigen Feind in der Armee, aber auch eben so wenig das, was man Kreaturen nennt. Ihm galt der gemeine Husar, der seine Schuldigkeit that, eben so viel als wie der Generallieutenant. Er bekümmerte sich nie um Dinge, die ihn und sein Regiment oder das Korps, was er kommandirte, nichts angingen. Es geschahen hundert Sachen in der Armee von denen er nichts wußte; und wenn ihn der König zuweilen nach so etwas fragte, so antwortete er immer ganz treuherzig: „Ach Ihro Majestät um so etwas bekümmere ich mich nicht.“

Wenn sein Zeitgenosse und Garnisonskamarad Ramin; welcher, Gott weiß wodurch, auch eine Art von militärischen Ruf erhalten hatte, und dessen Lieblingsbeschäftigung diese war, alles, was unter seinen Befehlen stand, zu tyranisiren; zuweilen ordentlich wüthete, dann sagte Zieten immer: „Mein Gott, Bruder, wirst du denn gar nicht einmal klug werden; laß doch nur einmal die tollen Fähndrichsstreiche.“

Ueberhaupt wurde ihm nichts saurer als wenn er strafen mußte: und wenn ihm etwas konnte zur Last gelegt werden, so war es das, daß er sein Regiment ein wenig verzog. So lange er dabei war, ging es immer gut; nur ein böses Wort von ihm, machte mehr Eindruck als funfzig Prügel die Ramin oft blos zu seinem Zeitvertreibe geben ließ. Wenn aber seine Husaren ihn nicht immer sahen, dann machten sie wohl zuweilen einige grobe Excesse. Das Regiment ist mir immer vorgekommen, wie ein sehr künstliches Instrument, das nur derjenige, der es gemacht hat, zu brauchen versteht. Er hatte in den langen Jahren, während welchen er dessen Chef gewesen war, alles, was dabei stand, vom Kommandeur an, so zu sagen auferzogen, und behan-

delte sie alle wie seine leiblichen Söhne, die er freilich wol oft ein wenig zu zärtlich liebte. Wenn ein junger Officier einmal einen lustigen Streich gemacht hatte, und er nur so glücklich war, der erste zu seyn, der solchen dem Vater Zieten erzählte; so konnte er sich darauf verlassen, daß ihm durchgeholfen ward. Alles konnte er vertragen, nur keine Unwahrheit; hingegen freuete es ihm, wenn ihm frei geantwortet wurde. Er mußte zum Beispiel einmal einen seiner Officiere, der kurz nach einander böse Händel in Berlin angefangen hatte, in Arrest schicken; wozu er gewiß mehrere Entschließung brauchte, als wenn er sich zweimal in einem Tage hätte auf den Mantel schießen sollen. Als sich nach seiner Erlassung der Officier bei ihm meldete, reichte er ihm die Hand, und sagte ihm mit Thränen in den Augen: (wenn er recht vertraulich sprach, hieß er Jedermann mein Sohn, und Er, Du und Sie durcheinander) „Er glaubt nicht, lieber Sohn, was es mir leid gethan hat, daß ich ihn habe müssen in Arrest schicken. Mache er mir den Verdruß nicht wieder; bedenke er nur, wenn es der König einmal von ohngefähr erführe, er müßte bei meiner Seelen vielleicht gar fort, und was sollte denn wol aus ihm werden?“

den?" „Ein General der Kavallerie," antwortete dieser ganz trocken. Gewiß hundert andere Chefs würden dieses äußerst übel aufgenommen haben, Zieten aber nicht.*) Er lachte überlaut, und sagte: „du bist ein verfluchter Junge, ärgere mich nur nicht wieder, und mache nicht, daß ich dich noch einmal in Arrest schicken muß." Seiner Meinung nach gab es nur zwei Fehler, die ein Mensch haben konnte. Diese waren; nicht recht brav zu seyn, oder nicht im allerstrengsten Wortverstande wie ein ehrlicher Mann zu handeln. Da er nun schlechterdings überzeugt war, daß jeder zur Regie gehörende Mensch, vom Generalregißeur bis zum Thorschreiber, diese beiden Fehler besaß; so hatte er ewig Streit mit ihnen, und wenn der König klagte, daß seine Husaren so viel Kontrebande trieben, so antwortete er ihm jederzeit: „Ja Ihro Majestät, wenn ich von einem Husaren hörte, daß er Jemanden auch nur ein Ei genommen hätte; ich ließ ihn halb todt schlagen. Wenn sie aber die Kanaillen von der Regie, die Sie und das ganze Land betrügen, anführen; da

*) Zieten war nämlich selbst einmal kaßirt worden, allein hernach wieder in Diensten gekommen.

da kann ich sie doch unmöglich strafen." „Aber mein Gott, Zieten," warf ihm der König ein, „sprech er doch nicht so wunderlich. Wenn nun meine ganze Armee so dächte, wovon sollte mir denn die Regie ihren Pacht geben, und den brauch ich gar nothwendig." „Ei was brauchen," sagte Zieten, „Sie besitzen ja Geld genug, und haben so manchen Krieg führen können, ehe das Teufelszeug ins Land gekommen ist." Der König versicherte ihn dann immer: „Mein alter lieber Zieten, er ist ein ganz vortreflicher General; aber zum Finanzminister sehe ich wol schickt er sich nicht." „Da wolle mich auch der liebe Gott für behüten," erwiederte der tapfre Greis. Der König lachte herzlich, und sagte zu den übrigen versammelten Generals: „Mit dem alten Schnurrbart wird kein Mensch fertig."

Noch einen ganz sonderbaren Streit, den dieser General einsmals mit dem Könige hatte, muß ich Ihnen hier erzählen. Es desertirten zwei seiner Husaren, die man beim Einbringen kontrebander Waaren ertappt hatte. Sie hatten die Regiebedienten tüchtig zusammen gehauen, den einen tödtlich verwundet, und waren nun aus Furcht vor der Strafe,

desertirt. Auf der Gränze wurden sie von den Bauern angehalten, der eine Husar versuchte es, sich durchzuschlagen, und hieb einen Bauer die Hand ab. Sobald sie wieder nach Berlin gebracht waren, wo der König eben gegenwärtig war, befahl er äußerst aufgebracht, es sollte Kriegsrecht über sie gehalten werden. Zieten protestirte dagegen, und sagte: ein Kriegsrecht dürfe nicht anders als auf Leben und Tod, oder wenigstens ewigen Festungsarrest sprechen; und hierzu sey dieser Leute ihr Verbrechen nicht wichtig genug. Der König sahe Zieten mit großen Augen an, und sagte: „Aber mein Gott, Zieten, bedenke er doch, daß der Kerl, der dem Bauer die Hand abgehauen hat, nach allen Kriegsartikeln das Lebenverwirkt hat. Ich verspreche ihm indessen, es mag diesmal beim Festungsarrest bleiben.“ „Den Teufel auch,“ sagte Zieten, „warum soll denn der, der sich wie ein braver Kerl gewehrt hat, härter gestraft werden, als der andere. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen können, wenn er nicht gar ein doppelter H — — ist. Ich will Ihnen sagen, wie wir die Sache machen wollen. Wir bezahlen dem Bauer die Hand, die Husaren laufen beide vier und zwanzigmal Spiesruthen, und der, der sich wie

eine

eine alte H — — hat fangen lassen, kömmt zu Kowalsky," (ein damaliges Garnisonregiment) „den andern schenken Sie mir. Husar kann er freilich nicht bleiben, aber ich will ihn auf mein Gut schicken. Damit sind Sie doch wol zufrieden?" Der König lachte, und sagte: „Ich muß ja wol, wenn es Ihro Excellenz so befehlen." „Da sehen Sie nun," fing Zieten aufs neue an „da bringt mich Ihre sakrementsche Regie wieder um zwei schöne Kerls." Er spuckte in die Hand und legte Sie an Säbel, und sagte in vollem Eifer: „Ja, wenn ich noch recht jung wäre, ich haute die Kerl von der Regie zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegten, und wenn ich auch noch einmal kaßirt würde." Der König lachte überlaut und sagte: „Zieten, Zieten, er bleibt doch sein Lebenlang ein Tollkopf."—„Aber ein ehrlicher Mann, Ihro Majestät, und mehr will ich nichts seyn." „Ja aber" gab ihm der König zur Antwort, „mit so einer Art von Ehrlichkeit kommt man nicht immer durch die Welt." — „Schlimm genug," erwiederte Zieten, „mich müssen Sie nun vollends schon so verbrauchen, wie ich bin." — Der König reichte ihm die Hand, und sagte ihm: „Nun alter Vater, wir sind doch wieder gute Freunde?"

Mit welcher Achtung der König diesen ehrwürdigen Greis in seinen letzten Lebensjahren behandelte, ist allgemein bekannt. Oft schlief der alte Mann, wenn er beim König aß, bei der Tafel ein, wo er leicht lange Weile fühlte, wenn der König, der fast immer nur allein sprach, die Unterredung auf Dinge brachte, die er entweder nicht verstand, oder an welchen er keinen Antheil nehmen wollte. Wenn der König bemerkte, daß Zieten anfing zu schlummern, so sagte er ganz leise: „Stille! unser guter Vater schläft;" und ich hätte keinem Bedienten rathen wollen, in dieser Zeit das allergeringste Geräusch zu machen. In diesem ehrerbietigen Schweigen saß der König oft halbe Viertelstunden; und wenn dann der General wieder erwachte, so sagte Ersterer immer sehr freundlich: „Er hat recht sanft geschlummert, mein lieber Zieten." Dieser machte denn, was ihm freilich nicht gut abging, einige Entschuldigungskomplimente; worauf der König ihm denn immer antwortete: „Er hat ja so oft für mich und für uns alle gewacht, daß wir ihn nun wohl auch einmal ein Weilchen können schlafen sehen."

Den Auftritt, wie ihm der König, bei Ausgebung der Parole, auf dem weißen Saale in Berlin

einen Stuhl darreichen ließ, hat man in Kupfer gestochen. Ich will Ihnen aber hier einen erzählen, der nach meinem Gefühl der rührendste und hinreissendste ist, den ich mich erinnere, je in dieser Art gesehen zu haben.

Bei dem Potsdammer Herbst-Manöver im Jahre 72 befahl der König am zweiten Tage, daß die da befindlichen fünf Küraßirregimenter, Garde dû Korps, Gendarmes, Karabiniers, von Wirsbitzki und von Manstein zusammen in einer Front eine Attake machen sollten. Die fünf Schwadronen des ersten Bataillons von Zieten folgten hinter jedem Regimente, schwadronenweise vertheilt, im zweiten Treffen, mit der Ordre: sobald die Küraßirs parirt haben würden, sich in Züge zu setzen, durch die linken Flügelschwadronen durchzubrechen und alsdann die sogenannte Schwärmattake zu machen. — Der König richtete die Linien selbst; befahl, wie die Attake gemacht werden sollte, und setzte die dazu erforderlichen point de vues aus. Alles dieses war das Werk von wenig Minuten; darauf blieb der König in einiger Entfernung vor der Mitte der Linie halten. Zieten glaubte, es sey, als General der

Ka-

Kavallerie, seine Pflicht, zu kommandiren; er zog also den Säbel und kommandirte: „Marsch!“ Sobald der König dieses gewahr wurde, schickte er ihm den General Anhalt, und ließ ihm sagen: er solle sich nicht inkommodiren, sondern zu ihm kommen. Zieten aber, wenn er einmal den Säbel in der Hand hatte, ließ sich so leicht durch nichts irre machen, und kehrte sich also auch daran nicht, sondern ritt immerfort. Mit einemmale rufte der König aus allen Kräften: „Halt!“ und gallopirte auf den General zu. Wie er noch einige Schritte von ihm entfernt war, nahm er, mit einer Art von Ehrfurcht, den Hut ab und sagte: „Mein lieber Zieten, was soll das? auf den Exercierplatz so einen kleinen Trupp Kavallerie zu führen, ist für ihn viel zu klein. — Stecke er seinen Säbel ja wieder ein. Ein Degen, der dem Vaterlande so viele Dienste geleistet hat, wie der seinige, muß nur auf dem Schlachtfelde gezogen werden; ich nehme die einzige Gelegenheit aus, wenn er mir die Freude macht, mir das Regiment, das die Ehre hat, seinen Namen zu tragen, bei der Revüe vorzuführen; komm er hübsch zu mir; Krusemark, kommandire er!

Dem alten ehrwürdigen Held liefen die Thränen über die Backen; er wollte sprechen, aber er konnte nicht; er sahe aus, als wollte er sagen: „Dies ist zu viel, und mehr als ich verdiene.“

Dies war einer von den Augenblicken, in welchen hundert tausend Menschen, wenn sie den König das hätten sprechen sehen, gewiß einmüthig ausgerufen hätten: „Hier Mann, der du so sprechen kannst; der du wahres Verdienst so zu achten weißt, brauchst du unser Leben? es steht zu deinem Dienste.“ Ich sage wohlbedächtig, man mußte den König bei solchen Gelegenheiten reden sehen; man mußte bemerken können, wie wahre Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Hochachtung, innere Rührung, dringendes Verlangen etwas Gefälliges auszudrücken, in seinen Augen sprachen. Es war nicht jenes steife, mit Kunst Erzwungene, womit manche andere große Herren, wenn sie auch einmal sich herablassen, einem ihrer Diener etwas Verbindliches zu sagen, allen Eindruck, den es machen könnte, wieder verderben; weil sie mehrentheils so kalt und nichtsbedeutend dabei aussehen, wie der alltägliche Hofmann, wenn er einem Jeden versichert, daß er sein gehorsamer Diener sey.

Dem

Dem Könige hingegen sahe man es an, daß er, in dem Augenblicke wenigstens, gewiß das fühlte, was er sprach. Er schien eher um die Worte, als um die Gedanken, verlegen zu seyn. Etwas Schöneres, Seelenvolleres und ordentlich Bezauberndes, als bei dergleichen Gelegenheiten die Gesichtszüge des Königs waren, läßt sich gar nicht denken. Es war ein Blick, dem nichts widerstehen konnte; weshalb der fühlloseste Mensch sein Leben gewagt hätte, um ihn noch einmal zu sehen. Ich habe immer geglaubt, ein Hauptgrund zu der nicht zu erreichenden Größe, die Friedrich erlangte, lag in seinen Augen und in dem Gebrauche, den er davon zu machen wußte.

Diese sogenannte Attaque en muraille ging ganz vortreflich, mit einer Ordnung und Lebhaftigkeit, wovon man in andern Diensten kaum einen Begriff hat; vielweniger, daß man sie je erreichen könnte; — es schien, als befleißige sich alles, dem vortreflichen, dem so gnädigen als großen Könige, der sich in diesem Augenblicke wieder auf eine solche Art vor allen andern großen und kleinen Monarchen der Erde ausgezeichnet hatte, nun auch die Freude machen zu wollen, ihm zu zeigen, was seine Truppen zu leisten im Stande wären.

Sobald die Linie hielt und die Husaren anfingen zu schwärmen, wurde der alte Zieten wie elektrisirt; er jagte gleich, was das Pferd laufen konnte, bis zu denen vordersten Flankeurs; und als endlich Apell geblasen wurde, und der König auch heran kam, so sagte er: „Mein Gott! Zieten, da hat ihn der Teufel doch auch hinführen müssen!“ „Ja, Ihro Majestät, antwortete dieser sehr freundlich, meine Husaren kann ich doch unmöglich im Stiche lassen; ich muß ihnen doch zeigen, daß ich alter Kerl auch noch reiten kann.“ Darauf ritt der König an die Husaren heran, und rufte ihnen zu: „Leute, wenn ihr jemals vergessen könnt, daß der Mann euer Chef gewesen ist, so seyd ihr nicht werth, daß euch die Erde trägt.“

Das Unangenehmste, was diesem General gewiß während seiner beinahe sechzigjährigen Dienstzeit widerfahren ist, waren ohnstreitig die gleich nach dem siebenjährigen Kriege bei der Armee eingeführten Inspekteurs. Der erste, den sein Regiment bekam, war der damalige Oberste von Lölhöffel. Der König merkte sehr bald, daß diese neue Einrichtung, die überhaupt, wie ich Ihnen vielleicht in einem meiner nächsten Briefe

zeigen werde, der Armee mehr Schaden als Nutzen brachte, dem General Zieten sehr misfiel. Er suchte ihm also, wie man zu sagen pflegt, die Pille so viel als möglich zu versilbern, und sagte ihm: er würde keinem andern, als ihm, die Inspektion über die Märkische Kavallerie gegeben haben, wenn er nicht besorgt hätte, daß ihm die Geschäfte zu lästig werden würden; der Inspekteur habe gar nichts mit ihm zu thun; alles, was dieser vielleicht bei seinem Regimente zu bemerken haben würde, solle er blos dem Kommandeur sagen; er brauche auch selbst für seine Person nie dabei zu seyn, wenn das Regiment vor dem Inspekteur exercirte. Ein finsteres Stillschweigen war alles, was Zieten auf diese schöne Rede erwiederte.

Der König befahl dem Inspekteur ganz ausdrücklich: „Verfahre er mir ja mit dem Zietenschen Regimente recht säuberlich, und mache er mir den General nicht wild.“

Lölhöffel trat nun sein Amt an, und sagte dem damaligen Kommandeur des Zietenschen Husarenregiments, dem jetzigen Generallieutenant von Prittwitz, er mögte morgen mit dem Regimente ausrücken.

Pritt-

Prittwitz machte ihm begreiflich, daß er, ohne es vorher dem General zu melden, das Regiment nicht dürfe ausrücken lassen. Nach langem Hin- und Hersprechen entschlossen sie sich endlich beide, die Sache dem General vorzutragen. Lölhöffel bat ihn, er mögte so gnädig seyn, eine Stunde zu bestimmen, in welcher das Regiment ausrücken sollte. Ganz trocken antwortete ihm Zieten: „Das ist Ihre Sache; Sie müssen Ihren Dienst verstehen; ich verstehe den meinigen.“ Lölhöffel kam, wie sich das leicht begreifen läßt, in ziemliche Verlegenheit, und sagte endlich unter beständigen Komplimenten: „Wenn Ihro Excellenz es gnädigst genehmigten, so hielte er acht Uhr für die bequemste Stunde.“ „Aber, zum Teufel! Herr Oberster, unterbrach ihn Zieten ziemlich unwillig, was sollen die Komplimente vorstellen? Wenn Sie königliche Befehle haben, so vollziehen Sie dieselben kurz und gut, und scheren Sie mich nicht mit Ihrer Höflichkeit.“ Es wurde also endlich bestimmt, daß das Regiment morgen früh um acht Uhr in Parade ausrücken sollte.

Zieten, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, setzte sich zu der bestimmten Stunde vor seine Leibschwä-

dron und führte nun sein Regiment dem Inspekteur gerade so vor, als wenn der König selbst da wäre. Lölhöffel verlor über diesen ihm so unerwarteten Anblick den Kopf, wozu überhaupt nicht recht viel gehörte, so, daß er auf den General zuritt und ihm sagte: „Um Gotteswillen! Ihro Excellenz, führen Sie mich doch nicht so in Versuchung." — Nun riß der letzte Faden von Zietens Geduld. „Herr Oberster! rief er ihm zu, Sie werden doch wohl nicht glauben, daß ich toll geworden bin, und vergessen habe, wer Sie sind und wer ich bin? Jetzt stehen Sie hier im Namen des Königs, und wenn mir der einen Perückenstock dahin stellte, und befähle mir, daß ich selbigen für ihn selbst halten sollte, so thäte ich es, und führte ihm auch mein Regiment vor. Das ist der Dienst; zum Komplimentiren bin ich zu alt." Der König erfuhr dieses, und er befahl darauf dem General, nie wieder gegenwärtig zu seyn, wenn der Inspekteur sein Regiment würde ausrücken lassen.

Ein anderer Mann, der mit Recht einen großen Ruf in der preußischen Armee und in der Geschichte ihrer Siege hinterlassen hat, war der Generallieutenant

nant von Saldern. Der König schätzte ihn außerordentlich hoch, aber er war nicht gerne mit ihm in Gesellschaft. Saldern hatte den kleinen Fehler, daß er beständig in einem belehrenden Tone sprach, als wenn er seinen Officiers ein Manöver erklärte. Das Betragen des Königs gegen ihn blieb sich immer gleich; er zeigte ihm beständig eine gewisse Achtung und völliges Zutrauen; aber zu einer Art von Vertraulichkeit kam es selten. Saldern war ohnstreitig einer der stärksten Taktiker. Bei jeder Gelegenheit zeigte er sich als ein Mann von ungewöhnlicher Entschlossenheit und unerschrockenem Muthe; sein moralischer Charakter war edel und rechtschaffen; dabei aber besaß er vielen Stolz, und in seinem ganzen Betragen war etwas Steifes, und das, was man Pedantisches nennt.

Vom General Möllendorf kann ich Ihnen weiter nichts sagen, als daß auch dieser ganz vortrefliche, und gewiß nicht viele seines Gleichen habende Mann verschiedentlich die üble Laune des Königs ertragen mußte. Zuweilen erhob er sein Regiment ganz ausserordentlich, und kurz darauf erklärte er es wieder für eines der schlechtesten in der Armee. Manch-

mal behandelte er ihn mit einer vertrauten Freundschaft, und machte ihn zu seinen Gesellschafter; und zuweilen war er so kalt und unfreundlich gegen ihn, daß die preußische Armee einigemal in Gefahr stand, diesen Mann, der eine ihrer ersten Zierden ist, zu verlieren. Was ihm der König am öftersten vorwarf, bestand darinne: daß er seinen Officiers zu viele Freiheit ließ; und er war dieserhalb verschiedentlich mit ihm und mit seiner Inspektion unzufrieden.

Einer derjenigen Leute, die jahrelang, in dem Theile des Jahres, die der König selbst seine Ferien nannte, dessen Gesellschaft ausmachten, war der damalige Oberste und jetzige Generallieutenant von **Prittwitz**. Diese Zeit waren drei Wochen, die der König mehrentheils gleich nach seiner Rückkehr aus Preußen auf dem neuen Palais zubrachte. Der Oberste **Prittwitz** besaß nicht das, was man einen brillanten Verstand nennt. Er hatte nicht die litteralischen Kenntnisse, die die Gesellschafter der jüngern Jahre des Königs, oder solche Männer besaßen, wie in den neuern Zeiten, ein Quintus, Bastiani, der Bischof von Ermeland und ganz auf die letzt Luchesini. Der König konnte mit ihm weder von philosophi-

losophischen Systems, noch von römischen oder griechischen Alterthümern sprechen, noch weniger mit ihm Verse machen. Allein seine beständige jovialische Laune ersetzte dieses alles. Mehr wie einmal sagte der König zu Quintus: „Je ne ris qu'avec Prittwitz.“ Dieser war so klug, daß er sich nie mit dem König in eine Art von Wortwechsel einließ, ohne selbigen jedoch durch ein ewiges Jasagen zu ermüden. Am meisten hütete er sich vor dem über kurz oder lang immer gefährlich werdenden Geschäfte eines Zuträgers. Er sprach nie ein Wort von jemanden aus der Armee; und wollte der König vielleicht ja einmal von so etwas anfangen, so wußte er immer das Gespräch sehr bald auf etwas anderes zu lenken. Die einzigen Menschen, die zuweilen Ursache gehabt hätten, über ihn und seine Einfälle zu klagen, waren die Berliner Damen, von denen er immer hundert kleine Geschichtgen vorräthig hatte, die den König belustigten, und ihn nie dahin kommen ließen, über ernsthaftere Gegenstände zu sprechen. Diesem allen ohnerachtet, erhielt er sich doch nicht bis zu dem Tode des Königs in dieser ausgezeichneten Gnade und Vertraulichkeit. Man hat zu vielerlei Gründe angegeben, warum ihn der König nach und nach von sich ent-

entfernte, als daß ich den wahren recht genau bestimmen könnte. Vielleicht lag die Schuld daran, daß sie beide älter wurden, und nun einer den andern weniger unterhaltend fand. Vielleicht auch fand der nun, Generallieutenant, Chef des Gendarmes-Regiments und ein reicher Mann gewordene Prittwitz es jetzt weniger nöthig, so biegsam und geschmeidig zu seyn, als es der wegen seines Glücks noch nicht völlig sichere Oberste geglaubt hatte.

Der König sahe überhaupt nichts lieber um sich, als vergnügte Menschen und zufriedene Gesichter. Nichts war ihm lästiger, als wenn er Klagen hören mußte. Bis nach dem siebenjährigen Kriege hatte er sehr oft die Gewohnheit, wenn er in Potsdam auf die Parade kam, die Leute zu fragen: „Wie geht's euch?" Wenn sie dann nun, wie es fast beständig geschah, mit heiterem Gesichte ihm zuriefen: „Recht gut!" so freute er sich herzlich. Kurze Zeit darauf, nachdem die Regie war eingeführt worden, fragte er wieder einmal, auf einer sogenannten Geldparade, die Leute vom zweiten Bataillon Garde: „Nun, wie gehts, Grenadiers?" „Hundsvöttisch, Ihro Majestät," antwortete ihm gleich ein alter Grenadier

nadier mit verdrüßlichem Gesicht: „Warum denn?“ fragte der König weiter: „Ja!“ riefen gleich eine ganze Menge, „er hat wohl recht, jetzt müssen wir unser bischen Traktement alle in Tobak verrauchen.“ Der König wurde feuerroth und antwortete kein Wort. Des Abends war er nicht verdrüßlich, sondern traurig. Sein Freund und Gesellschafter Quintus wendete vergebens alles an, um ihn aufzuheitern. Endlich fragte er ihn: „Sind Ew. Majestät nicht wohl?“ Ach ja! „antwortete der König, wohl bin ich, aber ordentlich betrübt: auch die Freude, meine ehrlichen Grenadiers, die sonst immer so vergnügt waren, fragen zu können, wie sie sich befinden, ist mir verdorben.“ Die Thränen traten ihm in die Augen, und so recht, wie vom Schmerz hingerissen, gab er Quintussen die Hand, und sagte: „Gute Nacht, mein lieber Quintus, gehe er nach Hause, er ist mir heute nichts nutze; glaube er mir, das Leben wird mir recht sauer gemacht.“

Als er zum zweitenmal in Westpreußen war, begegnete ihm hingegen etwas, worüber er sich lange Zeit ganz außerordentlich freute. Er blieb eine Nacht auf seiner Reise von Elbingen nach Möckerau

in Marienburg, einem kleinen westpreußischen Orte, wo er, in einem recht artigen Gartenhause abtrat. Er stand des andern Morgens wie gewöhnlich sehr frühe auf, besorgte seine Geschäfte und ging sodann in den gleich an sein Zimmer stoßenden Garten, an dessen Thüre er einen wohlgekleideten Mann stehen sah, mit welchem er folgende Unterredung hielt:

Der König. Was will er?

Der Mann. Ich wollte sehen, ob Ew. Majestät vielleicht etwas zu befehlen hätten.

D. K. Wie kommt er dazu?

D. M. Ich bin der Wirth dieses Hauses.

(Nun ging der König in Garten, und befahl ihm, mitzugehen.

D. K. So? ist das Haus und der hübsche Garten seine?

D. M. Ja Ihro Majestät, den Garten hat mein Vater angelegt.

D. K. Was ist er?

D. M. Ich bin Justitzamtmann.

D. K. Justitzamtmann? was Teufel ist das für ein Ding.

D. M. Ich bin das, in den Domänenämtern Ew. Majestät, was auf adlichen Gütern der Justiziarius oder Gerichtshalter heißt.

D. K. So! So! Da steht er sich wol gut?

D. M. Ja, Ihro Majestät ich bin zufrieden.

D. K. (Ihn freundlich auf die Achseln klopfend.) Er ist ein braver Mann. Er hat mir hier etwas gesagt, was ich seit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe; dafür, daß er mir die Freude gemacht hat, soll er jährlich hundert Thaler Zulage haben; aber schind' er mir ja die Bauern nicht, hört er wol?

Sobald der König aus Preußen wieder nach Potsdam zurückkam, hielt er allemal die sogenannte Ministerrevüe; das heißt: die Ministers mußten nach Potsdam kommen, von ihren Departements Rapport abstatten, ihre Rechnung ablegen; und der König warf die neuen Etats aus. Dies waren oft sehr kritische Stunden, diesmal aber, ging zu aller Ministers Verwunderung alles außerordentlich gut ab. Sobald sich der König an Tafel gesetzt hatte, sagte er zum Minister Massow, der damals das preußische Departement hatte: „Ach mein lieber

Massow, was habe ich diesmal in Westpreußen für eine Freude gehabt: Stelle er sich nur vor, da frag ich einen Amtmann, (nein, nicht Amtmann tout court, er war ein wenig mehr) ob er sich gut stehe, und der Mann antwortet mir: er sey zufrieden. Ach, Meßieurs, wie glücklich wäre ich, wenn ich das oft hörte.“ Beim Desert ließ er sich ein Glas Champagner geben und sagte: „Nun, Meßieurs, mein ehrlicher Amtmann in Preußen soll leben. Wenn er nach Preußen geht, Massow, den Mann lerne er ja kennen.“

Im Grunde war überhaupt eigentlich die Laune des Königs mehr heiter als finster. Er besaß einen angebohrnen Hang zur Freude. Mürrisch und verdrüßlich zu seyn, war ihm nie natürlich. Ich habe gefunden, daß mehrentheils nur die Menschen, die das Unglück haben, sich mit nichts beschäftigen, und über nichts sich freuen zu können, diejenigen sind, die ihre Nebenmenschen, oder wenn sie zum Unglück für die Menschheit, auf einer höhern Stuffe stehen, ihre Untergebenen am meisten mit ihrer üblen Laune quälen. Beides war Friedrichs Fall nie, es fehlte ihm nie einen Augenblick an Beschäftigung, und es

gab sehr viel Sachen, die ihm Freude machten. Er saß z. B. gern lange am Tisch, brachte, wenn er Zeit übrig hatte, ganze Stunden mit aufmerksamer Betrachtung von Kunstwerken aller Art zu. Kein einziger Abend verging ihm ohne das Vergnügen des gesellschaftlichen Umgangs gefühlt zu haben. Musik, eine ausgebreitete bloß freundschaftliche Korrespondenz und die Wartung seiner Hunde, ließen ihm nie einen Augenblick übrig, der ihn so gedrückt hätte, daß er wäre verdrüßlich geworden. Wenn er es war, so war er es gewiß aus Gründen.

Er konnte selbst körperlichen Schmerz mit außerordentlicher Standhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes ertragen, und war besonders in seinen jüngern Jahren nie liebreicher, als wenn er krank war.

Wenn ihn das Podagra zuweilen wochenlang nöthigte in der Stube zu bleiben, so sagte er immer zum Obersten Quintus: „Nun mein lieber Quintus, komm er morgen hübsch bei Zeiten wieder, ich will auch gar nicht brummen.“

Kurz nach dem siebenjährigen Kriege, wo er eine lange Zeit so kränklich und schwächlich war, daß ihm

die Aerzte riethen in ein Bad zu gehen, wählte er endlich das zu Landeck in Schlesien. Auf dieser Reise war er fast immer guter Laune, und alle seine Leute, die ihn dahin begleiteten, haben mich einstimmig versichert, daß er nie freundlicher gegen sie gewesen sey, als gerade in der Zeit. Er hat sie sehr oft mit dem liebreichen Zuspruch: „Nun Kinder, habt nur Geduld mit mir, ich mache euch freilich jetzt viel Last," aufgemuntert. In diesem Bade widerfuhr ihm ein ganz sonderbarer Zufall.

Als er sich einigermaaßen wieder erholt hatte, riethen ihm die Aerzte: so viel als möglich die freie Luft zu genießen. In dieser Absicht also, mußte ihn täglich einer seiner Pagen spazieren führen. So oft der Page den König unter den Arm faßte, sagte er ihm jedesmal: „Nimm mich ja in acht, und laß mich nicht fallen, denn ich bin sehr schwach." Als der Herr von Kessel auch einmal diesen sehr beschwerlichen Dienst verrichten mußte, und der König eben diese Ermahnung wiederholt hatte, so versicherte er: „Ihro Majestät möchten sich nur recht vest auf ihn lehnen, er wolle Sie schon halten." Er führte ihn eine ziemliche Weile herum, endlich kamen sie

ganz unvermerkt auf eine kleine Anhöhe. Der König wollte versuchen, ob er selbige zu ersteigen im Stande sey, und befahl also Kesseln ihn hinauf zu führen. Dieses ging sehr glücklich, der König blieb stehen, sahe sich eine Weile um, und sagte endlich: „Nun komm, wir wollen wieder nach Hause gehen.“ Kaum hatte der König einige Schritte bergunter gemacht, so fing er an zu gleiten, und der Page ließ ihn vielleicht aus Unachtsamkeit oder aus Mangel an Kräften fallen. Da der König mehr schlich als ging, so war der Fall nicht heftig, sondern er sank so ganz langsam zusammen, und kam gleich zum Sitzen. Kessel erschrack, wie leicht zu erachten ist, ganz außerordentlich, besann sich aber gleich auf einen wahren Pagenstreich. Er ließ sich nämlich eben so neben dem König nieder, und fuhr ihm zur Seite die kleine Anhöhe herunter. Er war leichenblaß und hatte die Augen voll Thränen, welches gewiß nicht Verstellung war; denn er sahe sich im Geist schon zu dem ersten besten Garnisonregiment als Freikorporal gesetzt. Der König bemerkte diesen seinen widernatürlichen Zustand, und rief ihm zu: „Mein Gott, was ist dir denn!“ „Ach Ihro Majestät,“ stammelte er, „ich bin so erschrocken, als ich Sie sinken sahe, weil ich nicht ge-

glaubt

glaubt hatte, daß sie so schwach wären, daß ich mich nicht länger auf den Füßen halten konnte.“ „Armer Junge!“ antwortete der König; „du hast dir doch wol keinen Schaden gethan; ich sagte dir es jawol, daß ich sehr schwach wäre; nun künftig will ich einen Lakaien mitnehmen; so ein Schlingel ist nicht so schreckhaft.“ Kessel blieb noch immer wie halb betäubt sitzen.“ „Nun gieb dich doch nur zufrieden,“ sprach ihn der König freundlich zu, „und hilf mir wieder auf.“

Ich will nun freilich nicht ganz sicher dafür stehen, ob Friedrich, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, eben so sanftmüthig gehandelt haben würde. Friedrich, vor dem Baierischen Erbfolgekriege und nach demselben, waren beinahe zwei ganz verschiedene Menschen, hierüber will ich mich in meinem nächsten Briefe näher erklären. —

Siebenter Brief.

Jedermann, der den König in den letzten Jahren seines Lebens, und besonders von den Teschner Frieden an, sahe, und seine Handlungen bemerkte, mußte eingestehen; daß es schiene, als wäre er gar nicht mehr eben derselbe, der er vorher war. Freilich, wenn man, ohne einen Rückblick auf längst vergangene Jahre zurückzuthun, nur die letzten sechs bis sieben Jahre seines Lebens betrachtet, so scheint diese Veränderung plötzlich und unbegreiflich; oder man glaubt gar, man habe ihn vorher mit zu viel günstigem Vorurtheil betrachtet. Ziehet man aber in Erwägung, daß es vielleicht nur wenig Menschen und gewiß nie einen König gegeben hat, der mit so mancherlei Leiden und Verdruß, während seines ganzen Lebens hat zu kämpfen gehabt, als diesen; so wird man noch eher Ursache haben zu bewundern, daß er noch immer so blieb wie er war.

Ich will seine Lebensgeschichte nur mit einem Blicke durchlaufen, um diesen meinen Satz näher zu erklären.

Schon

Schon der Morgen seines Lebens war wie bekannt, mehr noch als trübe. Die Jahre der blühenden Jugend, die jeder Mensch beinahe in Freude zubringt, der Zeitraum, in welchem jedem Thronfolger, wie einer aufgehenden Sonne, geopfert wird, mußte er bei einem grämlichen Vater, auf der Festung, oder in einer elenden kleinen Garnison zubringen. Den Freund seines Herzens muß er unter der Hand des Henkers sterben sehen, und sein eigenes Leben hängt an einem seidenen Faden.

Endlich besteigt er den Thron; er ist großmüthig genug sich an keinen einzigen von denjenigen zu rächen, die seinen Vater gegen ihn und seine Freunde aufgehetzt haben. Er ehrt in seinen Schriften und Handlungen, das Andenken seines Vaters. Aus Achtung für ihn, wagt er es nicht einmal, dessen hie und da etwas gothischen Geschmack, der sich in verschiedenen Montirungen in der Armee und an mehreren Sachen zeigte, zu verändern. Als ein Herr von acht und zwanzig Jahren, entsagt er schon freiwillig allen gewöhnlichen Freuden des Lebens, wählt sich nur einigen litterarischen Zeitvertreib und lebt nur für seine Pflicht.

Das

Das Glück lächelt ihn an, er entwirft den großen Plan ein Herzogthum zu erobern, und er sieht sich in dem Besitz desselben, ehe der Plan noch recht völlig ausgearbeitet zu seyn scheint. Unbegreifliche, in der Staatskunst begangene Fehler seiner Nachbarn geben ihm die Gelegenheit den letzten Rest des Landes, welcher bei dem ersten Eroberungsplan, gleichsam übersehen ward, vollends im Besitz zu nehmen.

Nun arbeitet er eilf Jahre lang mit unermüdeten und menschliche Kräfte fast übersteigenden Fleiße, an Verbesserung seiner Staaten und an Erschaffung einer neuen Armee. Zufällige Misverständnisse, nicht tief genug überdachte Rathschläge, vielleicht etwas Eigensinn; kurz, verschiedene in ewiges Dunkel gehüllte Ursachen verwickelten ihn in einen Krieg, desgleichen noch nie war geführt worden, und vielleicht nie wieder geführt werden wird. Er siegt fast beständig, macht Meisterstücke der Kriegskunst, und steht doch mehr als einmal am Rande des Verderbens.

Nach sechs Jahren, die ihm gewiß saurer wurden, als irgend einem Menschen in seiner ganzen

Armee, sieht er sich von seinem einzigen Bundsgenossen verlassen, und hat doch noch Muth, Kraft und Enschlossenheit genug, seinen Feinden vorzuspiegeln, als bedürfe er des Friedens noch lange nicht; endlich muß er ihn doch schließen, ohne eine Spanne Land zu erobern, und ohne daß seine Feinde, die er so oft besiegt hatte, minder gefährlich für ihn geworden wären.

Mit einer aufgeriebenen Armee, kehrt er in ein verwüstetes Land zurück. Er muß mehr thun, als ein gewöhnlicher Mensch nur zu denken vermag, um den Schaden wieder zu heilen, welchen jener Krieg, den er mit Glück, mit Ruhm, und mit so übernatürlicher Kunst geführt, seiner Monarchie gethan hat. Er versucht sogar das letzte Mittel, was ihn um einen Theil der Liebe seiner Unterthanen brachte: Um den erschöpften Schatz bald wieder zu füllen, führt er, die ihm im Grunde selbst verhaßte Regie mit allen ihren Gräueln ein.

Gleich nach diesem sonderbaren Kriege, der ihm außer dem Lorbeerkranz des Helden, durchaus gar nichts geholfen hatte, erliegt sein Körper unter der

Last der ausgestandenen Strapazen. Er, der so innig lieben konnte, der so gern zärtlich liebte, findet nun einen Gegenstand, an welchen sich sein ganzes Herz hängt; und er muß in kurzer Zeit den Schmerz erleben, auch diesen so zärtlich geliebten Neffen, Heinrich, zu verlieren. Diese seinem Herzen so tief geschlagene Wunde vermochte selbst, die alles heilende Zeit kaum zu lindern. Noch flossen seine Thränen, über diesen so unerwarteten als schmerzhaften Verlust, als er wieder einen Auftritt in seinem Hause erlebte, welchen weitläuftig zu beschreiben, ich hier für unschicklich halte: bei welchem er aber so viel litt, daß er mehr als einmal in einer Art von Verzweiflung ausrufte: „je commence à croire l'enfer; car je souffre come un damné.“ Diese Begebenheit, in welcher eine Person, die er bis zum anbeten liebte, die Hauprolle spielte, konnte ihm unmöglich die Menschen überhaupt sehr empfehlen. Er fing an sie zu verachten, und es kostete ihm Mühe, sie nicht zu hassen. Von diesem schrecklichen Augenblicke an, veränderte sich sein Charakter recht sichtbar. Er zog sich von den Menschen zurück, sahe nur immer ihre übeln Eigenschaften, und fing an zu glauben, Güte und

Nachsicht verderbe sie, und man müsse sie mit aller nur möglichen Strenge behandeln.

Dieser heftigen Anfälle des Schicksals ohngeachtet, die so gerade auf sein Herz, auf sein Selbst losgiengen, verlor er doch das Wohl seiner Staaten, und die Größe seines Ruhms nicht einen Augenblick aus den Augen. Er faßte den großen Gedanken, die Theilung von Polen in Vorschlag zu bringen, und war glücklich genug, ohne Schwerdtstreich, sein Land durch die schöne Provinz von Westpreussen ansehnlich zu vergrößern, so wie seine Einkünfte beträchtlich zu vermehren. Aber auch bei dieser Unterhandlung mußte er den großen Verdruß leiden, daß eine Stadt, die wegzunehmen ihm nur einen Befehl zum Angriff gekostet hätte, sich ihm widersetzen konnte. Danzig als die eigentliche Perle der ganzen Besitznehmung mußte davon ausgeschlossen bleiben, und die ganze Sache war beinahe nur so gut wie halb gethan. Er mußte sogar geschehen lassen, daß seine zwei gefährlichen Nebenbuhler, Oesterreich und Rußland mehr bei dem von ihm entworfenen Plane, der ihm manche schlaflose Nacht gemacht hatte, gewannen als er.

Nach einigen wenigen Jahren verlor auch diese Puppe, mit welcher sich der nun alt zu werden beginnende König so gern beschäftigte, den Reiz der Neuheit. Die neue Provinz vermehrte seine Geschäfte, seine Einkünfte, aber nicht seine Freude mehr.

Seine Armee verlor kurz darauf einen ihrer ersten Männer, den unvergeßlichen Seidlitz, und ihm selbst wurde ein Freund nach dem andern von der Seite gerissen. Quintus, der länger als zwanzig Jahre sein täglicher Gesellschafter, beständig sein treuer Freund, und sehr oft sein weiser Rathgeber gewesen war, starb. Als Mensch betrachtet, war ihm dieser Verlust gewiß eben so schmerzhaft, wie ihm, als König betrachtet, der einer Provinz nur immer hätte seyn können. Auch seinen alten Lehrmeister, den Freund seiner Jugend, seinen ehrlichen Quantz mußte er verlieren, und er drückte das innere Gefühl seines Herzens bei der Nachricht von dessen Tode sehr rührend mit den Worten aus: „Soll ich denn alle meine Freunde verlieren? Bald, bald werde ich ganz einsam in der Welt seyn.“

Der Verlust seiner Zähne beraubte ihn seines Lieblingszeitvertreibs, er mußte seine Flöte, mit der er sich in so mancher trüben Stunde aufgeheitert hatte, weglegen, und sein Gehör nahm nach und nach so ab, daß die Musik, die er sonst mit Leidenschaft liebte, alle ihre Reize für ihn verlor.

Seine Kräfte nahmen mit jedem Jahre ab, und seine üble Laune nahm zu, wie dieses bei alten Leuten der Fall ist. Er hofte indeß gewiß den Rest seines Lebens, wenn auch nicht in Freude, doch wenigstens in Ruhe zuzubringen. Trophäen gab es für ihn nicht mehr; Eroberungen machte er jetzt, wenn er ja daran dachte, im Kabinet. Um noch einmal das Wohl seiner Staaten und den Ruhm seiner Waffen aufs Spiel zu setzen, dazu war sein Blut zu ruhig geworden; er ließ es also, wiewohl vermuthlich mit innern Widerwillen geschehen, daß Rußland ein so entscheidendes Uebergewicht über die Türken gewann. Er suchte sich dies furchtbar werdende Reich durch andere Verbindungen näher zu bringen. Er verwendete auf diese Unterhandlungen beträchtliche Summen. Sie machten ihm einige höchst unangenehme Familienverdrüßlichkeiten, und

brach=

brachten ihn um einen seiner ältesten Freunde, den Generallieutenant Lentulus, mit welchem er über sein Geschäft, den Großfürsten nach Berlin zu holen und wieder zurückzubringen, Ursachen zu haben meinte, nicht zufrieden zu seyn. So künstlich und mühsam der König das Band mit dem Russischen Hofe zu machen bemüht war, so blieb es doch nur immer sehr unzuverläßig.

Sein Nachbar Joseph verführt durch falsche Berichte, die ihm sein Gesandter von der körperlichen Schwäche des Königs machte; vermöge deren er kaum vermögend seyn sollte vom Stuhle aufzustehen; wurde endlich so übermüthig, daß er sein Reich durch eine mit Gewalt an sich gerissene Erbschaft vergrößern wollte, und nöthigte also den königlichen Greis noch einmal das Schwerdt zu ziehen, von welchem er selbst fühlte, daß es seinen Händen zu schwer zu werden anfing.

Er, der zwei uud zwanzig Jahr früher den Feind aufsuchte, und ihn angriff, ehe er sich Zeit ließ zu untersuchen, ob er wirklich es zu thun genöthiget sey; versuchte jetzt alle Mittel, um sich da-

von los zu machen. Er negoziirte, that Vorschläge, wendete sich an alle Höfe, aber umsonst, er mußte marschiren. Er that es aber mit fühlbarem Verdruß.

Es war gewiß eine sonderbare Begebenheit. Die beiden kriegführenden Monarchen täuschten gleichsam einander beide, und mußten einsehen, daß sie beide, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, ohne ihren Wirth gerechnet hatten. Joseph, und seine Mutter noch mehr, erschracken, als sie sahen, daß der König, von welchem sie glaubten, er könne kaum mehr gehen, auf einmal an der Spitze seines Heeres an ihrer Grenze stand; und Friedrich war nicht minder verwundert zu sehen, daß der Kaiser, den er immer als einen jungen Burschen betrachtet hatte, nicht gleich nachgab, da er sahe, daß er zum Kampfe so fertig war.

Man setzte die Unterhandlungen in nichts entscheidenden Briefen fort, und fing während der Zeit den Krieg mit unbedeutenden kleinen Gefechten an.

Schon am zweiten Tage sahe die Armee, daß ihr König zwar an ihrer Spitze stand; aber sie bemerkte auch nur zu deutlich, daß es nicht mehr jener feurige Held war, der sie zu Wunderthaten führte. Es war ein bedenklicher Feldherr geworden, der einen Angrif zu vermeiden, und um gehörige Sicherheit besorgt zu seyn schien.

Sie hatte, da ihr Ausmarsch so plötzlich und zum Theil ihre Märsche so sehr forcirt gewesen waren, geglaubt, sie solle blos zum Siege fliegen, und mußte hingegen in zum Theil höchst beschwerlichen Kantonirungsquartiren nun anfangen zu exerciren; und ein beträchtlicher Theil derselben mußte sich im Lager bei Wise verschanzen. Bei Eröffnung der Kampagne selbst wurde sie mit beschwerlichen Hin- und Hermärschen ermüdet, und durch die ihr beständig fast ganz unbekannte Schanzarbeit verdrüßlich gemacht. Der Artillerietrain war beim Einmarsch in Böhmen schon in solchen Umständen, wie er sonst kaum bei Beendigung eines Feldzuges gewesen war. Die Kavallerie litt durch Mangel an Fourage, durch üble Witterung, durch beständige äußerst fatigante Märsche mehr, als sie hätte leiden kön-

können, wenn sie drei solche Bataillen als die Zorndorfer war, geliefert hätte. Der König hatte so gewiß den Krieg zu vermeiden gehofft, daß er nicht einmal für einige leichte Infanterie gesorgt hatte: die Feldinfanterie mußte also diesen beschwerlichen und ihr völlig ungewöhnlichen Dienst auch thun.

Alles dieses, und vorzüglich die unglaubliche Nachläßigkeit, mit welcher die Kranken, deren die Armee eine ganz ungeheure Menge bekam, in den Lazareths behandelt wurden; woran nur einige Schurkenstreiche dererjenigen, vorzüglich eines gewissen Herrn von Zinnendorf, Schuld waren; brachten eine Art von Desertionswuth in die Armee. Dieses machte den König noch verdrüßlicher. Man kann fast sagen, er gab keine Befehle mehr, sondern er theilte blos Verweise aus. Dabei verursachte die gewaltige Abnahme seines Gedächtnisses, die ihm das, was er gestern befohlen hatte, heute wieder vergessen machte, manche wichtige Irrungen. Man sahe es ihm an, daß ihn der Krieg ekelte, und ihm die Armee verhaßt wurde. Er war fast beständig verdrüßlich, und schien sich zu freuen, wenn er Gelegenheit haben konnte zu schelten.

Kein

Kein Mensch wagte es mehr ihn nach etwas zu fragen; oder wenn er einen Gedächtnißfehler begieng, ihn wieder zu rechte zu weisen. Man muß aber auch bekennen, daß den jetzt regierenden Herzog von Braunschweig ausgenommen, kein einziger Mensch bei seiner Armee war, zu dem er Zutrauen hatte und haben konnte.

Tauenzien fing an sehr alt zu werden, und fürchtete sich jetzt mehr vor der übeln Laune des Königs, als vor dem Feind. Werner hatte sich ganz überlebt, er war fast immer kränklich und betete mehr den Rosenkranz, als daß er die Vorposten visitirte. Wunsch hatte das Unglück verliebt zu werden, und es lag gewiß nicht an ihn, daß Glatz nicht eben so gut weggenommen wurde, wie Habelschwerdt, an welchem letztern Verluste er ganz allein Schuld war. Stutterheim, der nie mehr gekonnt hatte, als höchstens eine Brigade gegen den Feind zu führen, that nichts anders, als für seinen Beutel zu sorgen. Mit Dalwigen konnte sich der König nicht entschließen vertraulich zu sprechen. Mit Tadden sprach er gar nichts. Mit dem General Prittwitz war er über den Fuß gespannt.

Mit seinem Bruder, und dessen Art, die Armee auf der andern Seite in Böhmen einzuführen, war er höchst unzufrieden. Der jetzt regierende König fing, wenn ich so sagen darf, seine militärische Laufbahn damals eben unter diesen mißlichen Umständen an, und hatte nur selten Gelegenheit mehr als jeder andere General, der eine Brigade führt, leisten zu können.

Diese ganze Art eines Defensivkrieges war der preußischen Armee zu neu. Ueber dieses ließen die ewigen Negotiationen dem Feinde zu viel Zeit sich immer fester zu setzen. Sie hatten sich zuletzt nicht verschanzt, sondern vergraben. Die große Menge vortreflicher leichter Truppen machten, daß die kaiserliche Armee ungleich weniger als die preußische ermüdet wurde, und daß sie manchen kleinen Vortheil über einige Posten der letztern gewann.

Zu allen diesem kamen noch zwei Vorfälle, die dem König, wieder blos als Mensch betrachtet, überaus schmerzhaft seyn mußten. Wenig Monate nach Eröfnung dieser ihm so äusserst unangenehmen Kampagne verlor er seinen Freund und Gesellschaf-

ter,

ter, den Generallieutenant von Krockow. Nun hatte er gar Niemand mehr, mit dem er vertraut plaudern, oder nach seiner Art scherzen konnte. Kurz darauf begieng sein Vertrauter, der Mann, der seit zwanzig Jahren sein unumschränktes Zutrauen gehabt hatte, der General Anhalt, aus Bosheit oder aus Tollheit einen so groben Fehler, den ich, da ich nicht Willens bin, die Geschichte dieses Feldzugs zu schreiben, nicht näher bestimmen mag. Anhalt kam auf die Festung; und was konnte dem Könige wol bitterer seyn, da er wußte, wie sehr die Armee diesen Mann haßte, daß er ihn mußte vor ihren Augen so tief fallen sehn. Er sahe, daß sie sich darüber freuete, und diese Freude brachte ihn noch mehr gegen sie auf. Ja! ich bin überzeugt, daß er ihr selbige nie vergeben hat.

Sobald die Jahrszeit es nur einigermaßen entschuldigte, verließ der König Böhmen mit dem größten Theile seiner Armee; und er für seine Person verbarg sich gleichsam in Breslau vor den Augen der ganzen Welt. Er ließ, so zu sagen, keinen Menschtn vor sich; und erlag fast unter Verdruß und Kummer. Die in übeln Postirungsquar-

tiren

tiren den Winter zubringende Armee litt hie und da einige höchst unangenehme Schlappen. Seine Mishelligkeit mit seinem königlichen Bruder stieg sehr hoch. Der General Möllendorf mußte mitten im Winter die mit dem Feldmarschall Laudon geschlossene Konvention brechen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich gleich, daß die Preußen noch immer die alten waren, sobald sie auf die ihnen gewöhnliche Art Krieg führen können. Sie machten in kurzer Zeit die schöne Expedition bei Gabel. Sobald der König davon Nachricht bekam, ließ er den General Tauenzien rufen, und sagte ihm: „Nun sieht er wohl, Herr, die Regimenter können doch noch was, wenn sie ordentlich geführt werden; aber von meinen holt der Teufel immer eins nach dem andern."

Daß es nicht an der Güte der Truppen, oder an dem Werthe der damaligen Kommandeurs und Stabsofficiers der königlichen Armee lag, wenn die Sachen nicht besser giengen; sondern blos an der Art, wie diese Armee geführt und behandelt wurde, davon kann wol nichts einen untrüglichern Beweis geben, als daß der Herzog von Braunschweig mit

einem unbeträchtlichen Korps den ganzen Winter durch den Theil von Oberschlesien so vollkommen deckte, welchen der König aus bloßem Eigensinn behauptet wissen wollte. Aber auch gewiß nur dieser über alle Begriffe erhabene Feldherr konnte dies bewerkstelligen. Seine, so ganz nach den Regeln der Kriegstkunst genommene Dispositionen waren allerdings so beschaffen, daß sie den Feind abwehren konnten, wenn er etwas recht entscheidendes hätte wagen wollen. Allein das wäre hier nicht hinreichend gewesen, wenn nicht die unnachahmliche Art, womit dieser große Mann seine Untergebenen, vom Ersten bis zum Geringsten zu behandeln weiß, das Korps so weit gebracht hätte, daß es die unbeschreiblichen Strapazen, die es während dieser Winterpostirung aushalten mußte, immer mit gutem Willen ertrug, und bei jeder Gelegenheit mit Muth und Unerschrockenheit zeigte. Selbst die groben Fehler, die der Generallieutenant von Stutterheim begieng, wußte er auf die beste Art wieder gut zu machen. Kurz, man muß die Lage, worin sich dieser Fürst befand, genau kennen, um sich einen rechten Begriff von der Geistesgröße zu machen, die er dabei zeigte.

Kaum

Kaum war der Waffenstillstand bekannt gemacht, so ließ der König den Herzog von Braunschweig nach Breslau kommen. Er sehnte sich ordentlich nach guter Gesellschaft, und ich weiß sehr genau, daß die Armee diesem vortreflichen Fürsten die Dienste, die er ihr während dieses seines Aufenthalts in Breslau und auf der Reise mit dem Könige nach Berlin, leistete, nie genug verdanken kann. So oft der König von einem Regimente oder Officier übel sprach, so suchte er jederzeit selbige zu vertheidigen und aufs beste zu empfehlen. Auch hat man es sehr deutlich gesehen, daß diejenigen Regimenter, die das Glück gehabt hatten, unter seiner besondern Ordre zu stehen, am wenigsten gemishandelt wurden.

Nun kam der königliche Greis krank, über alle Begriffe verdrüßlich, mit der Armee im allerhöchsten Grade unzufrieden, und ohne Freund, der ihn hätte aufheitern können, (denn der Herzog ging bald darauf nach Braunschweig) wieder nach Potsdam zurück.

Sein alter Freund Zieten war traurig und mißmüthig. Er konnte es nie verschmerzen, daß sein Regiment Einschub und die üble Laune des Königs

in einem so hohen Grade hatte fühlen müssen. Wer nur konnte, entfernte sich vom Könige, so viel als möglich, und dieser wurde immer finsterer und zog sich immer mehr von den Menschen zurück. Viele Officiers der Arme, die gesehen hatten, daß auf einmal alles so ganz anders wurde, als wie es sonst gewesen war, foderten ihren Abschied. Da es sich traf, daß darunter verschiedne Churländer und einige Oberschlesische Grafen waren, so ließ der König gleich die ganz sonderbare Ordre ergehen: daß von nun an kein Churländer und kein Graf mehr, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, ihm zum Officier sollte vorgeschlagen werden. Jeder Officier, der Urlaub verlangte, lief Gefahr, weggejagt zu werden. Er kaßirte eine Menge Officiers, die bei Regimentern standen, denen in der Campagne etwas Nachtheiliges widerfahren war, auf die ungerechteste Weise. Mit einem Worte: er zeigte der Armee bei jeder Gelegenheit, daß er gegen sie aufgebracht sey.

Kaum war der König ein halbes Jahr aus dem Felde zurück, so ereignete sich die sonderbare Geschichte mit dem berühmten Müller Arnold. Der König sahe sehr bald ein, daß er sich bei dieser Gelegenheit

übereilt, und seine Gerechtigkeitsliebe durch eine offenbare harte Ungerechtigkeit hatte beweisen wollen. Selbst dieses unangenehme Bewußtseyn machte ihn noch ärgerlicher; auch gab dieser Vorfall Gelegenheit, daß mehr als hundert von Justizbeamten begangene Ungerechtigkeiten bekannt wurden.

Ein unangenehmer Vorfall bot gleichsam immer dem andern die Hand, um ihn immer mehr in der Meinung zu bestätigen, daß ihn alles hinterginge und niemand seine Schuldigkeit thäte. Einer seiner Minister, dem er sein grenzenloses Zutrauen geschenkt hatte, ward ihm mit einemmale als ein Staatsverbrecher und Betrüger bekannt. Er mußte fast alle Stabsofficiers eines Dragonerregiments kaßiren, weil sie der niedrigsten Betrügereien überwiesen wurden. Von einem seiner Lieblinge, dem Kammerhusaren Döhsen, wurde er bestohlen und mußte den unangenehmen Auftritt erleben, daß sich dieser Unglückliche in seiner Vorkammer todtschoß. Mich dünkt doch, dies sind wahrhaftig Veranlassungen genug, um eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe von den Menschen überhaupt zu bekommen; und leider! ist es nur zu oft der Fall, daß das menschliche Geschlecht nicht viel

gewinnt, wenn man Gelegenheit gehabt hat, so wie der König, es vierzig Jahre hindurch kennen zu lernen.

In dieser finstern Stimmung war er, der so gern vertraut mit einigen Menschen umging, beinahe ganz einsam. Das Schicksal führte ihn zwar ganz von ohngefähr den Marquis von Luchesini zu. Dieser Mann besaß gewiß alle zu seinem Gesellschafter erfoderliche Talente; aber die Bekanntschaft war noch gar zu neu; und wem ist unbekannt, daß es einem immer schwerer ankömmt, je älter man wird, mit jemanden recht vertraut zu werden. Herr von Luchesini war ein schöner Geist, voller Kenntnisse, und ein angenehmer Gesellschafter; aber der König konnte nicht mit ihm, was er so gerne that, von alten Begebenheiten, von seinen Zeitgenossen, von Regierungseräugnissen und dergleichen Dingen sprechen. Dies Vergnügen mußte er bei diesem Gesellschafter, dem alles dieses fremd war, ganz entbehren; und man verliert doch gewiß sehr viel, wenn man niemanden mehr hat, zu dem man sagen kann: „Wissen Sie wohl noch, wie wir da waren; was wir zu der und der Zeit thaten? Erinnern Sie sich dieses oder jenes unserer Bekannten noch?“

Von allen alten militairischen Bekannten blieb dem König niemand mehr übrig, als der General von Rhodig, der Oberste von Götz, der aber auch bald wegkam und ein Regiment erhielt; die Grafen von Görz und von Hort; aber sie waren doch bei weitem dem Könige das nicht, was ihm Quintus, Bastiani, Buddenbroek, Prittwitz, Anhalt, Seidlitz, Krockow, Lentulus, Lord Marschall und einige seiner ältern Freunde gewesen waren.

Der einzige Mann, den die Armee mit Ehrfurcht liebte, den der König selbst wie einen Freund verehrte, und den Europa mit Recht bewundert, der Herzog von Braunschweig, der ihn für alles dieses hätte schadlos halten können, konnte leider! nur sehr selten bei ihm seyn, da er kurz nach dem bayerischen Erbfolgekrieg die Regierung seiner eigenen Staaten, deren Glück er so ganz vollkommen macht, antrat.

Mich dünkt, das, was ich hier in gedrungener Kürze von den Lebensumständen des Königs gesagt habe, kann beweisen, wie wenig man Ursache hat, sich zu wundern, daß der König in den letzten Jahren seines Lebens in hohem Grade verdrießlich, mit seiner

ner eignen Lage unzufrieden und gegen die Menschen aufgebracht war, und sie dieserhalb zuweilen etwas unsanft behandelte. Sie hatten in seinen Augen ausserordentlich viel verloren; und der König hatte niemanden mehr, der sie gegen ihn vertheidigte, wie es sonst **Quintus** oft mit Philosophie, **Prittwitz** mit Laune, der alte **Zieten** in seinem ganz eigenen Tone, und **Seidlitz** mit edlem Stolze that. Es war fast nichts mehr da, was dem Könige Zerstreuung oder Aufheiterung geben konnte. Er mußte sich fast ununterbrochen seiner finstern und zuweilen schwermüthigen Laune überlassen. Selbst auf dem Thron wird ein zu einförmiges und immer mit Unannehmlichkeiten durchflochtenes Leben am Ende lästig: und ich gestehe, daß ich mich oft gewundert habe, daß der König unter allen diesen Umständen nicht noch menschenfeindlicher wurde, als er es war. Gewiß, es gehört eine solche Größe des Geistes, und ein so kultivirter Verstand, als **Friedrich** besaß, dazu, um das alles auszuhalten. Man nehme einen Sterblichen, aus welcher Klasse man will, der beständig Schmerzen des Körpers leidet, seine Freunde alle von sich entfernt sieht; man quäle ihn dabei mit lauter unangenehmen Nachrichten; lege ihm Beweise vor, daß,

aller seiner angewendeten Mühe ohnerachtet, seine Angelegenheiten doch nicht so gut gehen, als wie er denkt; zeige ihm die Menschen immer auf der übelsten Seite; spiegle ihm noch überdies eine unangenehme Zukunft vor; dann mögte ich wohl sehen, ob er noch so bleiben würde, wie Friedrich blieb? —

Sein letztes großes politisches Werk, das er mit Vergnügen und unermüdetem Fleiße betrieb, war der deutsche Fürstenbund. Ich bin zu wenig in den Geheimnissen der Staatskunst eingeweiht, um mit Zuverläßigkeit bestimmen zu können, ob dieses Werk würklich den großen Werth hatte, den er damit verband, und welchen man ihm ziemlich allgemein beigelegt hat. Es war indessen doch immer beinahe die letzte Freude, die der König erlebte; und bekanntermassen ist auch ein eingebildetes Vergnügen darum nicht minder eine angenehme Empfindung. So wird und muß es seyn, so lange Menschen Menschen bleiben; und mehr konnte und wollte ja dieser außerordentlich große Mensch nichts seyn.

Gewiß, wir sind ungerecht, wenn wir auch von einem Könige mehr verlangen, als er leisten kann; und

und wo ist bis jetzt noch der Regent, der das geleistet hat, was dieser that? Möchten alle zum Herrschen bestimmte Sterbliche sich nur immer nach diesem Muster bilden! — wir wollten gerne ihre von der Menschheit unzertrennlichen Schwächen mit Ehrfurcht ertragen. Können sie denn noch gerechter, noch milder seyn, als es Friedrich war; so wollen wir die Vorsicht preisen, daß sie sie uns gab; und ihre Zeitgenossen werden es der Nachwelt erzählen, daß sie um so viel vollkommner waren, als Er.

Achter Brief.

In einem meiner vorigen Briefe sagte ich Ihnen, daß die Inspektionen, die der König, kurz nach dem siebenjährigen Kriege, in seiner Armee einführte, ihr mehr geschadet, als geholfen hätten. Ich will jetzt suchen, Ihnen dieses ganz kürzlich zu erweisen.

Der König errichtete sie deswegen, weil ihm das weitläuftige Detail der Armee bei seinen sich immer mehr vermehrenden Geschäften und abnehmenden Kräften anfing beschwerlich zu werden. Er wollte nicht mehr mit jedem Regiments-Chef in Korrespondenz stehen; nicht jeden Rapport einzeln annehmen, sondern sich nur immer provinzenweise von den darinne liegenden Regimentern alle Anfragen und Meldungen im Ganzen vortragen lassen. Ueberdies hofte er dadurch noch mehrere Egalität in den Regimentern einzuführen. Dem äußern Anscheine nach versprach dieses sehr viel Gutes, aber es war würklich nur Anschein. Die Geschäfte wurden weitläuftiger und langsamer betrieben, wie das bei allen Sachen erfolgen muß, die durch mehrere Hände gehen, ehe sie an ihren rechten Bestimmungsort gelangen. Die Truppen litten dabei auf mancherlei Art. Die Regimenter der Inspekteurs

wurden bei der Kavallerie und Infanterie sehr bald ungleich schöner und ansehnlicher, als die andern. Selbst ein nur halber Sachverständiger mußte, ohne daß er es wußte, gleich rathen können, welches das Inspekteurregiment war, sobald er die Truppen einer Provinz zusammen sah. Ein zweiter noch viel erheblicherer Nachtheil war der: daß aller zu besorgender Einschub nur höchst selten ein solches Regiment betraf. Im Gegentheil versorgten die Inspekteurs die andern Regimenter nur zu leicht selbst mit Einschub. Bald war es ihr Adjutant, der, wenn er einige Jahre diesen sehr bequemen Dienst versehen hatte, avanciren mußte; bald war es ihr Herr Sohn oder sonst ein Verwandter, der dem Könige empfohlen ward; und dann fand sich ganz leicht in einem Regimente ein Officier, der weggeschaft werden konnte. Dazu waren vorzüglich die damals vorhandenen Garnisonregimenter ganz vortreflich. — Ein Officier, der einem solchen Günstling Platz machen mußte, war entweder invalid, oder nicht von guter Familie, oder man hatte sonst etwas gegen seine Aufführung, und wußte es immer so einzurichten, daß er diese honette Art von Kassation noch für eine Wohlthat erkennen mußte. Auf diese Art verlor die Armee ge-

wiß jedes Jahr wenigstens einige sehr gute uud brauchbare Officiers. Inspekteurs, die so dachten, wie Ramin und Stutterheim, ließen nicht eine Revüe vorbei, ohne wenigstens einige Officiers auf diese Art unglücklich gemacht zu haben. Vorhero, wie der König sich noch genauer um alle dergleichen Sachen selbst bekümmerte, nahm sich vielleicht doch wohl der Chef, wenn der König einmal auf den unglücklichen Einfall kam, einen Officier wegjagen zu wollen, seiner an. Nunmehr aber fiel dies weg; denn nun mußte der Chef gleichsam zwei Feuer aushalten. Er mußte sich erst mit dem König und alsdann noch mit dem Inspekteur herumzanken, wenn er einen solchen Officier erhalten wollte. Oft sogar erfuhr er von dergleichen Dingen nicht eher etwas, als bis es zu spät war, auch bei dem besten Willen etwas dagegen zu thun.

Außer seinem eigenen, hatte der Inspekteur mehrentheils wenigstens noch ein Lieblingsregiment in seiner Inspektion, oder er trug Bedenken denjenigen, deren Chefs älter als er selbst waren, etwas nachtheiliges nachzusagen. Gegen einige mußten sie Erinnerungen machen, denn wenn sie immer alles lobten, so glaubte der König entweder sie verstünden die

Sache nicht recht; oder sie hätten sich nicht gehörig darum bekümmert. Es blieben also immer einige Regimenter in der Armee, welche die Sünde aller übrigen tragen und büßen mußten.

Wenn der Inspekteur gerade nicht recht gewiß wußte, wie er mit dem Könige stand, so trug er Bedenken die an ihm ergangene Nachfragen um Verabschiedung der Officiers, Beurlaubung derselben, Erlaubniß zum Heirathen, u. d. gl. dem Könige vorzutragen, wodurch die Officiers sehr oft von einer Revüe zur andern aufgehalten, und in unangenehme Verlegenheiten gesetzt wurden. Alles dieses beweist doch gewiß, daß die Armee durch die Inspektionen nichts gewonnen hat.

Die wahre goldene Zeit der Armee, war ohnstreitig der Zeitpunkt von der Thronbesteigung des Königes bis zum Hubertsburger Frieden. Nach demselben verlor sie beträchtlich, von allen ihren Vorrechten. Ihr Bezahlungsetat wurde, wenigstens in Ansehung dessen, worauf es beruht, ob man einen Dienst gut nennen kann; ich meine den, der Compagniechefs, vermindert. Die Inspekteurs bekamen fast despotische Gewalt; die Regie selbst bekam eine Art von Herrschaft über die Truppen.

Es schlichen sich allerhand lästige Neuerungen ein, von welchen sonst Niemand etwas gewußt hatte. Die durch den General von Wartenberg gelieferten Montirungsstücke wurden alle Jahre schlechter. So blieb es, bis zum Teschner Frieden. Von der Zeit an, wurde die Armee fürchterlich behandelt: und es gab nur wenig Regimenter, welche die üble Laune des Königes nicht auf eine drückende Art fühlen mußten. Sie hätte zittern mögen, wenn sie sich den Fall hätte denken können, nach einem wieder ausbrechenden Kriege noch üblern Begegnungen ausgesetzt zu werden, als ihr bereits seit den letzten zwei Kriegen widerfahren waren.

Alles dieses, was ich so eben bereits gesagt habe, sollte beinahe zeigen, als widerspräche ich mir sehr gröblich, da ich in einem meiner vorigen Briefe behauptet habe, der preußische Militairdienst sey immer unter allen möglichen der beste gewesen. Eine Sache kann indeß nach vierzig Jahren viel von ihrer Vollkommenheit verlieren, und doch noch immer, in Vergleich mit andern ihres Gleichen, die allerbeste bleiben. Dieser Fall tritt gerade hier ein. Bei dem Antritte der Regierung des Königes stand jeder Kompagnie-Chef durch die Bank an drei tausend Thaler jährlich,

und

und dieses nenne ich vollkommen gut stehen. Nach dem siebenjährigen Kriege stand nach dem neu eingeführten Zahlungsetat, der Kompagnie-Chef eines Regiments, das am wenigsten gut bezahlt ward, doch über sechzehn hundert Thaler. Derjenige nun, der vierzehn hundert Thaler jährliches Einkommen verliert, hat doch gewiß nicht unrecht, wenn er klagt, daß er zurückgesetzt worden sey. Wenn nun aber in keinem europäischen Dienst eine Kompagnie so viel, wie in diesem, einbringt, wo es noch überdies viele Kompagnien gab, die zwischen zwei und drei tausend Thaler abwarfen: so habe ich doch auch nicht unrecht, wenn ich sage: der Officier stehet in diesem Dienste am besten. Der Soldat, dessen Rock nicht mehr so gut ist, als er vor zwanzig und mehrern Jahren geliefert wurde, kann mit Recht klagen. Er ist aber, wenn er alle Jahre auf dem Tage vom Kopfe zu Fuß neu gekleidet wird, doch gewiß noch immer besser bekleidet, als ein anderer, der kaum mehr weiß, wenn sein Montirungs-Jahr eigentlich angeht. Eben so gieng es mit allen übrigen gerechten Klagen der preußischen Armee; in Vergleich mit allen übrigen, genoß sie noch immer ausgezeichnete Vorrechte und Vortheile.

In dem allerletzten Lebensjahre stimmte sich der König gleichsam noch einmal um. Er schien zu fühlen, daß ihn seine Kräfte so verließen, daß er das, was er sich zur Pflicht gemacht hatte, nicht mehr zu leisten vermöge. Er ward sehr sanft, und schien gleichsam dafür erkenntlich zu seyn, daß man so viel Geduld mit ihm habe. Nichts konnte ihn so unwillig machen, als wenn er, was auf die lezt sehr oft erfolgte, aus gänzlicher Abnahme des Gedächtnisses, Fehler machte. Seine Neigung zum Arbeiten verlor er bis zu seinem letzten Augenblicke nicht; aber die Kräfte dazu fehlten ganz. Er besorgte, bis auf den letzten seiner Tage, noch immer die Regierungsgeschäfte; aber freilich gingen sie langsam, zuweilen konfus, und oft stokten sie völlig.

Sein lebhafter, immer glänzender und so passender Witz verließ ihn, als er schon fast halb sterbend war, nicht, wovon ich nur folgenden Einfall desselben, als einen Beweis, anführen will:

Die berühmte Halsbandgeschichte, mit allen ihren Folgen, war in seinen letzten Lebenstagen gleichsam die histoire du jour von ganz Europa. Sie unterhielt den König außerordentlich, und er erkundigte sich alle Augenblicke nach dem fernern Erfolg derselben. Endlich fragte

er wieder einmal den Herrn von Lucchesini: „Eh bien comment va le collier?“ Als ihm dieser nun erzählte, daß der Cardinal sey arretirt und verhört worden, so antwortete er sehr ernsthaft: „Vous verrez que cet homme n'aura pas aſſez d'esprit pour prouver qu'il à eté une béte.“ Mich dünkt in diesen wenigen Worten des beinahe sterbenden Königs lag ein vollständiger und richtiger Kommentar über die ganze Geschichte.

Ich muß noch einen sehr sonderbar scheinenden Umstand aus der Lebensgeschichte des Königs erwähnen. Eines der allerletzten, und nach der Erzählung einiger Männer, die es wissen können, sogar das allerletzte Geschäfte des Königs, war die Unterzeichnung des Todesurtheils eines Menschen, der in Berlin Feuer angelegt hatte.

Diejenigen, die dem König dadurch wirklich Unrecht thun, daß sie ihn zu einem Gott erheben wollen, finden hierin eine außerordentliche Größe und Stärke der Seele. Andere, die ihm so gern etwas von seiner außerordentlichen Größe entziehen möchten, halten dies hingegen für einen untrüglichen Beweis seiner Härte und Grausamkeit. Ich muß offenherzig gestehen, ich finde darin keines von beiden. Ist der Regent einmal überzeugt (ob diese

Ueberzeugung richtig ist, darüber kann und will ich mich jetzt nicht weitläuftig einlassen) daß Todesstrafen gerecht und nothwendig sind; hat er Ursach zu glauben, daß seine Richter und Rechtsgelehrten, die das Todesurtheil abgefaßt, ihre Pflicht als ehrliche und sachverständige Leute erfüllt haben; so deucht mir ist ein Todesurtheil zu unterschreiben, keine wichtigere Handlung als die Unterzeichnung einer jeden andern Verordnung.

Die meisten großen Herrn affektiren hier blos eine Art von Bedenklichkeit; wollen sie kein Todesurtheil unterschreiben, so hängts ja nur von ihnen ab, die Kriminalgesetze in ihrem Lande so einzurichten, daß sie nie in diesen ihnen so unangenehmen Fall kommen können. Ich würde es für Schwäche gehalten haben, wenn der König an dem letzten Tage seines Lebens das nicht gethan hätte, was er zehn Tage oder zehn Jahre früher zu thun für recht hielt. Die Gesetze müssen strafen, und nicht der Regent; und warum soll selbiger eine Ausnahme, die meines Bedünkens eigentlich nie statt finden müßte, gerade jetzt machen, weil er dem Tode näher ist? Dies könnte man nur von einem sehr schwachen, oder lächerlich bigot werdenden Manne erwarten.

War, wie viel Leute behaupten, das Verbrechen des hier zum Tode Verurtheilten nicht so beschaffen, daß es diese Strafe verdiente: dann wehe den Richtern, die ihn dazu verdammt hatten! der König hatte ja seine Hinrichtung nicht befohlen; er ließ dem Rechte seinen gewöhnlichen Lauf: und man kann doch wahrhaftig einem Regenten ohnmöglich zumuthen, daß er selbst der Defensor jedes Delinquenten werden solle: genug, wenn er nicht, wie Kaiser Joseph, aus Hang zur Grausamkeit, oder aus Freude an den Martern der Menschen, die Strafen eigenmächtig erhöhet; oder wie mancher andere Fürst ohne Untersuchung nach eigener Willkühr straft. Bei diesem Fall that der König nicht mehr und nicht weniger als seine Pflicht; er unterzeichnete einen Befehl zur Vollziehung eines Gesetzes, in der Ueberzeugung, daß er nicht getäuscht und zu keiner Ungerechtigkeit sey verleitet worden.

Friedrichs Ruhm wird in allem Betracht mit jedem Menschenalter steigen. Jemehr man Gelegenheit haben wird ihn mit andern großen Herrn in Vergleich zu setzen, je mehr wird man finden, daß seine Erscheinung eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht war. Man wird den vollkommensten Fürsten neben ihn stellen, und wird sagen: es war ein großer, ein weiser, ein gütiger

Regent, aber doch noch kein Friedrich. Ich gestehe offenherzig, daß ich das Schicksal dafür, als eine Wohlthat preise; daß es mich zu seinem Zeitgenossen bestimmte, und mir Gelegenheit gab ihn viele Jahre lang in der Nähe bewundern zu können. Ich habe nie Ursache gehabt, wie ein gedungener Schmeichler von ihm zu sprechen, denn er hat mir nie eine außerordentliche Gnade erwiesen. Ich habe offenherzig und aufrichtig erzählt, was ich selbst von ihm gesehen und gehört habe, oder was mir von meinen Freunden, die noch in näherer Verbindung mit ihm standen, gesagt ward.

Leben Sie wohl theuerster Freund, und glauben Sie, daß ich Sie ewig lieben, und diesen größten der Könige, ohngeachtet einiger kleinen Flecken, die ich in seinem Bilde bemerkt habe, noch in dem letzten Augenblick meines Lebens bewundern werde.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kaltenborn, Rudolph Wilhelm von

Briefe eines alten Preussischen Officiers, verschiedene Characterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend Mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand
Bd.: 2

Hohenzollern [i.e. Braunschweig] (1791)

Bor. 329 z-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015010-5
VD18 90027612